

**Almanach**  
**I | 2017**

# Almanach I | 2017





Emmanuel Carrère begibt sich auf die Spur eines ungarischen Soldaten, der 1944 für 52 Jahre verschwand, bevor man ihn schließlich in einem entlegenen russischen Provinznest in einer Psychiatrie wiederfand. Das Schicksal des Ungarn führt ihn unweigerlich zum tragischen Leben seines eigenen Großvaters, einem georgischen Emigranten, der ebenfalls 1944 als Kollaborateur verschwand – und als Gespenst und streng gehütetes Geheimnis die darüber schweigende Familie beherrscht. »Ein russischer Roman« erzählt von der Kraft des Schweigens und des Sprechens, von blinden Flecken in der Erzählung, die jede Familie und jeder Einzelne in sich selbst erschafft.

---

*Emmanuel Carrère*, 1957 in Paris geboren, lebt als Schriftsteller, Regisseur, Produzent und Drehbuchautor in Paris. 2010 war Carrère, dessen Dokumentarfilm *Retour à Kotelnic* 2003 auf dem Filmfest Venedig gefeiert wurde, Jurymitglied bei den Filmfestspielen in Cannes. Bisher bei Matthes & Seitz Berlin erschienen sind *Limonow*, *Alles ist wahr* und *Das Reich Gottes*.

---

Erscheint im Mai 2017  
Aus dem Französischen von Claudia Hamm  
€ 24,00 (D) / € 24,70 (A) / sFr 30,40  
ISBN 978-3-95757-363-6

## I

Der Zug rollt, es ist Nacht, auf der schmalen Liegestatt schlafe ich mit Sophie, und diesmal ist es ganz sicher sie. Normalerweise sind die Partnerinnen in meinen erotischen Träumen schwer zu identifizieren, sie sind mehrere Frauen in einer und haben dennoch das Gesicht von keiner von ihnen, aber dieses Mal ist es anders, ich erkenne eindeutig Sophies Stimme wieder, ihre Worte und ihre gespreizten Beine. Auf einmal ist da noch ein Paar in unserem Schlafwagenabteil, in dem wir uns bis jetzt allein befanden: Herr und Frau Fujimori. Frau Fujimori gesellt sich ganz nonchalant zu uns, und es herrscht sofort ein sehr heiteres Einvernehmen. Von Sophie in einer akrobatischen Haltung abgestützt, dringe ich in Frau Fujimori ein, und diese erbebt schon bald mit einem heftigen Orgasmus. In diesem Moment weist uns Herr Fujimori darauf hin, dass der Zug nicht mehr fährt. Er ist, vielleicht schon vor geraumer Zeit, in einem Bahnhof zum Stehen gekommen. Von dem mit gelbem Natriumdampf erleuchteten Bahnsteig aus beobachtet uns reglos ein Soldat. Wir ziehen eilig die Vorhänge zu und, überzeugt davon, dass der Soldat umgehend in unserem Waggon auftauchen wird, um uns für unser Benehmen zur Rechenschaft zu ziehen, räumen wir hastig alles auf und ziehen uns an, um für den Moment gewappnet zu sein, da er die Abteiltür

aufschieben wird und wir ihm dreist versichern werden, er könne nichts gesehen, er müsse geträumt haben. Wir stellen uns sein mürrisches, misstrauisches Gesicht vor. All das geschieht in einer erregenden Mischung aus Kopflosigkeit und verrücktem Gelächter. Trotzdem erkläre ich, dass es nichts zu lachen gebe: Uns droht, verhaftet und auf die Wache gebracht zu werden, während der Zug weiterfährt, und dann kann weiß Gott alles passieren, unsere Spur wird verloren sein, wir werden krepieren und niemand wird uns in dem finsternen Verlies dieses schlammigen Nests im tiefen Russland schreien hören. Sophie und Frau Fujimori kringeln sich vor Lachen ob meiner Warnungen, und am Ende stimme ich in ihr Gelächter ein.

Der Zug steht wie in meinem Traum an einem menschenleeren, aber grell erleuchteten Gleis. Es ist drei Uhr morgens, wir befinden uns irgendwo zwischen Moskau und Kotelnitsch. Meine Kehle ist trocken und ich habe Kopfweh, vor dem Aufbruch zum Bahnhof habe ich im Restaurant zu viel getrunken. Leise, um den auf der Liege gegenüber schlafenden Jean-Marie nicht aufzuwecken, schlüpfte ich zwischen unsere Koffer mit der Ausrüstung, die das Abteil verstopfen, und trete auf der Suche nach einer Flasche Wasser auf den Gang hinaus. Im Zugrestaurant, wo wir wenige Stunden zuvor unsere letzten Wodkas hinuntergekippt haben, wird nicht mehr bedient. Das Licht ist bis auf eine Notbeleuchtung pro Tisch heruntergedimmt. Vier Soldaten haben allerdings Vorsorge getroffen und zechen weiter. Als ich an ihnen vorbeikomme, bieten sie mir ein Glas an, doch ich lehne ab, und während ich meine

Suche fortsetze, entdecke ich auf einer Bank zusammengesunken und kräftig schnarchend unseren Dolmetscher Sascha. Ich lasse mich ein Stück von ihm entfernt nieder, berechne die Zeitverschiebung – Mitternacht in Paris, das geht gerade noch – und versuche, Sophie anzurufen, um ihr von meinem Traum zu erzählen, der mir ausgesprochen vielversprechend erscheint, aber ich komme nicht durch, und so schlage ich mein Notizbuch auf und schreibe ihn stattdessen nieder.

Wie komme ich auf Herrn und Frau Fujimori? Die Antwort ist schnell gefunden. Es ist der japanischstämmige Name des peruanischen Präsidenten, über den die *Libération* gestern berichtete. Ich hatte den Artikel im Flugzeug nur kurz überflogen, die Korruptionsaffären, die ihm gerade seinen Posten kosteten, interessierten mich nicht weiter. Dagegen hatte mich ein anderer Bericht auf der gegenüberliegenden Seite in seinen Bann gezogen. In diesem ging es um vermisste Japaner, deren Familien der Überzeugung waren, sie seien nach Nordkorea entführt worden und würden dort gefangengehalten, einige bereits seit dreißig Jahren. Es gab keine tagespolitische Neuigkeit, die diesen Artikel rechtfertigte, und man konnte sich die Frage stellen, warum er genau an diesem Tag und selbst in diesem Jahr und nicht in irgendeinem anderen erschienen war. Weder hatte es von den Familien organisierte Demonstrationen gegeben noch einen Jahrestag oder irgendeine neue Erkenntnis in dem Fall, den man wohl längst ad acta gelegt oder vielleicht nie eröffnet hatte. Es schien, als sei der Journalist ganz zufällig in der U-Bahn oder in einer Bar auf Leute

gestoßen, deren Söhne oder Brüder in den siebziger Jahren spurlos verschwunden waren. Um der entsetzlichen Ungewissheit etwas entgegenzusetzen, hatten sie sich diese Geschichte zusammengereimt und später, lange Zeit danach, einem Unbekannten weitergegeben, der sie nun auf seine Weise erzählte. War sie plausibel? Hatte es, wenn schon keine Beweise, wenigstens Verdachtsmomente gegeben, um sie zu untermauern? Wäre ich der Chefredakteur gewesen, hätte ich den Journalisten wohl aufgefordert, seine Nachforschungen weiterzutreiben. Doch nein, er berichtete nur, dass Einzelpersonen und Familien glaubten, ihre vermissten Verwandten befänden sich als Strafgefangene in nordkoreanischen Lagern. Ob tot oder lebendig, wer sollte das schon wissen? Wahrscheinlich eher tot: verhungert oder an den Schlägen ihrer Kerkermeister gestorben. Und falls sie noch lebten, durften sie wohl nichts mehr mit den jungen Leuten gemein haben, die man dreißig Jahre zuvor zum letzten Mal gesehen hatte. Was würde man ihnen sagen, wenn man sie wiederfände? Und sie, was würden sie sagen? Sollte man überhaupt darauf hoffen, sie wiederzufinden?

Der Zug fährt weiter, durch endlose Wälder. Kein Schnee. Die vier Soldaten sind endlich schlafen gegangen. Im Zugrestaurant, in dem die Notlichter flackern, befinden sich nur noch Sascha und ich. Irgendwann in der Nacht rappelt sich Sascha schnaubend hoch. Sein breiter Strubbelkopf erscheint hinter der Rückenlehne seiner Sitzbank. Er sieht mich schreibend am Tisch sitzen und zieht fragend die Augenbrauen hoch. Ich mache eine kleine, beschwichtigende Handbewegung,

wie um zu sagen: Schlaf weiter, wir haben noch Zeit, und er taucht, sicher im Glauben, geträumt zu haben, wieder ab.

Als ich vor fünfundzwanzig Jahren als Zivildienstleistender in Indonesien war, kursierten unter den Reisenden schreckliche und meist wahre Geschichten über die Gefängnisse, in die Leute gesteckt wurden, die mit Drogen erwischt worden waren. In den Bars von Bali fand sich immer irgendein Typ mit Bart und Muskelshirt, der erzählte, er selbst sei in letzter Sekunde noch entkommen, aber einer seiner Freunde, der weniger Glück gehabt habe, brumme hundertfünfzig Jahre in Bangkok oder Kuala Lumpur ab und siehe dort langsam dahin. Eines Abends, als wir schon stundenlang mit ausgestellter Lässigkeit über derlei Dinge sprachen, es war noch zu Sowjetzeiten, erzählte ein mir unbekannter Typ eine andere, vielleicht erfundene, vielleicht wirkliche Geschichte. Wenn man die Transsibirische Eisenbahn nimmt, erklärte er, ist es strikt verboten, unterwegs auszusteigen und beispielsweise an einer Station für ein kurzes Sightseeing auszusteigen und mit dem nächsten Zug weiterzufahren. Nun gibt es aber offenbar bei manchen abgelegenen Städten entlang der Bahnstrecke außergewöhnlich gute halluzinogene Pilze – je nach Zuhörerschaft kann der Köder in der Geschichte auch in sehr seltene und sehr billige Teppiche, Schmuck, Edelmetalle oder ähnliches abgewandelt werden ... Und so wagen ein paar Abenteurer manchmal, sich über das Verbot hinwegzusetzen. Der Zug bleibt für drei Minuten in einem kleinen Bahnhof in Sibirien stehen. Es herrscht eine Hundekälte, keine

Stadt ist in Sicht, nur ein paar Baracken: eine trostlose, schlammige, scheinbar unbewohnte Gegend. Still und heimlich steigt der Draufgänger aus. Der Zug fährt weiter, er bleibt allein zurück. Seine Reisetasche über die Schulter geworfen verlässt er den Bahnhof, das heißt den Bahnsteig aus morschen Planken, wadet durch Pfützen an Bretter- und Stacheldrahtzäunen entlang und fragt sich, ob das Ganze wirklich eine gute Idee war. Das erste menschliche Wesen, auf das er trifft, ist eine Art durchgedrehter Hooligan, der ihm einen entsetzlichen Mundgeruch ins Gesicht bläst und einen Vortrag hält, dessen Einzelheiten ihm unverständlich bleiben (der Reisende spricht nur ein paar Brocken Russisch), doch seine Hauptaussage ist klar: Er könne hier nicht einfach so herumspazieren, die Polizei werde ihn aufschnappen. *Milizia! Milizia!* Darauf stürzt ein Schwall an unverständlichen Worten auf den Reisenden ein, aber unter Deutung der Mimik versteht er, dass der Halbstarke ihm vorschlägt, ihn bis zum nächsten Zug zu beherbergen. Es ist kein sehr verlockendes Angebot, aber ihm bleibt wohl keine andere Wahl, und vielleicht ergibt sich ja doch noch die Gelegenheit, auf Pilze und Schmuck zu sprechen zu kommen ... Seinem Gastgeber folgend betritt er eine scheußliche, von einem qualmenden Ofen beheizte Bretterbude, in der noch andere, noch finstere Gestalten zusammenhocken. Sie ziehen eine Flasche mit irgendeinem Fusel heraus, stoßen an und beginnen, den Blick auf ihn geheftet, zu diskutieren, das Wort *milizia* taucht immer wieder auf, es ist auch das einzige, das er heraushört, und zu Recht oder Unrecht malt er sich aus, man spreche davon, was passieren würde, wenn er in die Hände der Polizei fiel.

Mit einer saftigen Strafe käme er nicht davon, oh nein! – das Grüppchen krümmt sich vor Lachen. Nein, man würde ihn nie wiedersehen. Selbst wenn ihn jemand an der Endhaltestelle in Wladiwostok erwartete, würde er nur sein Fehlen bemerken und das war's. Seine Familie, seine Freunde könnten noch so viel Krach schlagen, nie würde man in Erfahrung bringen und auch gar nicht zu erfahren versuchen, wo er verschwand. Der Reisende versucht, sich zusammenzunehmen: Vielleicht reden sie ja von etwas ganz anderem, vielleicht fachsimpeln sie über die Marmeladen ihrer Großmütter. Nein, er weiß genau, so ist es nicht. Er weiß, sie schwadronieren über das, was ihn erwartet, er hat sogar verstanden, dass er wohl besser auf einen dieser korrupten Polizisten gestoßen wäre, vor denen man ihn so munter warnt, dass sogar *alles* besser gewesen wäre, als diese mies zusammengezimmerte Bude und diese zahnlosen Kerle in Feierlaune, deren Kreis sich jetzt immer enger um ihn schließt, die, immer noch scherzend, beginnen, ihm in die Wange zu kneifen und ein paar Schubser und Knüffe zu verpassen, um zu zeigen, was die Polizisten täten, und dann schlagen sie ihn zusammen und er wacht später im Dunkeln auf. Er liegt unbekleidet auf nacktem Erdboden und zittert vor Kälte und Angst. Er streckt den Arm aus und begreift, dass man ihn in eine Art Schuppen gesperrt hat und dass es aus ist. Die Tür wird sich von Zeit zu Zeit öffnen, und die fidelen Kerle werden hereinkommen, um ihn zu schlagen, zu treten, in den Arsch zu ficken, kurz, sich ein bisschen zu amüsieren – schließlich hat man in Sibirien nicht so viel Gelegenheit dazu. Niemand weiß, wo er ausgestiegen ist, niemand wird ihm zu Hilfe eilen, er ist ihnen ausgelie-

fert. Wahrscheinlich hungern sie sogar extra in der Nähe der Gleise herum, wenn ein Zug zu erwarten ist, und hoffen, dass irgendein Dummkopf das Verbot missachtet, denn sie wissen: Der gehört ihnen. Man benutzt ihn zu allem Möglichen, bis er krepirt, dann wartet man auf den nächsten. Natürlich sagt er sich das nicht so vernünftig, sondern im Zustand eines Menschen, der in einem engen Kasten wieder zu Bewusstsein kommt, in dem er nichts hört und sieht, sich nicht rühren kann und wo er einige Zeit braucht, um zu begreifen, dass man ihn lebendig begraben hat, dass sein ganzer Lebenstraum auf *das* hinauslief und *das* die Wirklichkeit ist, die letzte und wahre, aus der er nie mehr erwachen wird.

Da also ist er gelandet.

Auch ich bin irgendwie da gelandet. Mein ganzes Leben lang bin ich da gewesen. Schon immer habe ich zu solchen Geschichten gegriffen, um mir meine eigene Lage zu beschreiben. Als Kind erzählte ich sie mir selbst, später anderen. Ich las sie in Büchern, dann schrieb ich selbst welche. Und lange gefiel mir das. Ich genoss das Leid auf eine Art, die nur mir eigen war und einen Schriftsteller aus mir machte. Jetzt habe ich genug davon. Ich ertrage es nicht mehr, Gefangener dieses düsteren und unabänderlichen Schemas zu sein und mit welchem Ausgangspunkt auch immer Geschichten von Wahnsinn, Eiseskälte und Abschottung zu ersinnen und den Plan zu der Falle zu entwerfen, die mich dann selbst gefangen hält. Vor einigen Monaten habe ich ein Buch veröffentlicht, *Der Widersacher*, es hielt mich sieben Jahre lang besetzt und saugte mich völlig aus.

Dann dachte ich: Es reicht, ich muss das Thema wechseln. Ich will auf das Außen, die anderen, das Leben zugehen. Dafür wäre es das Beste, wieder Reportagen zu schreiben.

Ich erzählte verschiedenen Leuten von meinem Entschluss, und kurze Zeit später wurde mir schon eine angeboten. Und nicht irgendeine: die Geschichte eines unglücklichen Ungarn, der Ende des Zweiten Weltkriegs gefangengenommen worden und danach über fünfzig Jahre in der geschlossenen Anstalt einer Psychiatrie im tiefen Russland interniert war. Wir haben uns alle gleich gesagt, das ist ein Thema für dich, erklärte mir mein Journalistenfreund mehrmals begeistert, und das machte mich natürlich rasend. Dass man immer dann an mich denkt, wenn es um einen sein ganzes Leben in einem Irrenhaus eingekerkerten Typen geht, genau das will ich nicht mehr! Ich will nicht mehr derjenige sein, den eine solche Geschichte interessiert. Obwohl sie mich natürlich wirklich interessiert. Und dass sie sich in Russland zugetragen hat – nicht dem Land meiner Mutter, denn sie ist nicht dort geboren, aber doch dem Land, wo man die Sprache meiner Mutter spricht, die Sprache, die ich als Kind ein wenig gesprochen, dann aber völlig vergessen habe.

Ich sagte zu. Und ein paar Tage später lernte ich Sophie kennen, was mir auf andere Weise den Eindruck verschaffte, das Thema zu wechseln. Während eines langen Abendessens in einem thailändischen Restaurant in der Nähe der Metro Maubert erzählte ich ihr die Geschichte dieses Ungarn, und heute Nacht in diesem Zug, der mich nach Kotelnitsch bringt, denke ich an meinen Traum zurück und sage mir, in ihm ist alles



enthalten, was mich lähmt: der Blick des Soldaten, der mir beim Sex zuschaut, die Drohung oder vielmehr Gewissheit, in Gefangenschaft zu geraten, in die Falle zu tappen, und doch ist alles darin leicht, energiegeladen und fröhlich, wie die Nummer mit den Beinen in der Luft, die ich mit Sophie und der mysteriösen Frau Fujimori spiele. Ich sage mir, gut, ich werde eine letzte Geschichte von Gefangenschaft erzählen, aber sie soll die Geschichte meiner Befreiung werden.

Was ich über meinen Ungarn weiß, stammt aus einigen wenigen Agenturmeldungen der AFP vom August und September 2000. Als kleiner, neunzehnjähriger Bauer war er von der Wehrmacht während ihres Rückzugs in ihre Machenschaften verwickelt und 1944 von der Roten Armee verhaftet worden. Nachdem er zunächst in einem Gefangenenlager interniert war, wurde er 1947 in die Psychiatrie von Kotelnitz überführt, einer kleinen Stadt 800 km nordöstlich von Moskau. Dort verbrachte er dreiundfünfzig Jahre, von aller Welt vergessen und fast ohne ein Wort zu sprechen, denn niemand um ihn herum verstand Ungarisch, und er selbst, so seltsam das anmuten mag, lernte kein Russisch. In diesem Sommer hatte man ihn ganz zufällig wiedergefunden, und die ungarische Regierung hatte seine Heimkehr organisiert.

In einer etwa dreißig Sekunden langen Sequenz im Fernsehen hatte ich ein paar Bilder von seiner Ankunft gesehen: Die Glastüren des Budapester Flughafens öffneten sich vor einem Rollstuhl, in dem zusammengekauert ein armer, verängstigter Greis hockte. Die Leute um ihn herum trugen kurzärmelige Hemden, er

dagegen, unter einer Decke schlotternd, eine dicke Wollmütze. Ein Hosenbein war leer, es war hochgeschlagen und mit einer Sicherheitsnadel festgesteckt worden. Die Blitze der Fotografen prasselten los und blendeten ihn. Rund um das Auto, in das man ihn einsteigen ließ, drängten sich wild gestikulierend alte Frauen und riefen verschiedene Vornamen: Sándor! Ferenc! András! Mehr als 80.000 ungarische Soldaten waren nach dem Krieg vermisst gemeldet worden, schon lange hatte man aufgehört, auf sie zu warten – und plötzlich kommt sechsfünfzig Jahre später einer von ihnen zurück. Er leidet an mehr oder weniger vollständigem Gedächtnisschwund, selbst sein Name gibt Rätsel auf. Die Register der russischen Psychiatrie, sein einziger Identitätsnachweis, bezeichnen ihn abwechselnd als András Tamas oder auch András Tomas oder Tomas András, aber er schüttelt den Kopf, wenn man diese Namen in seiner Gegenwart ausspricht. Er will oder kann den seinen nicht nennen. Aus diesem Grund verneinen Dutzende von Familien bei seiner Rückkehr – die von der ungarischen Presse als Ereignis von nationaler Bedeutung gefeiert wird –, in ihm ihren verschwundenen Onkel oder Bruder wiederzuerkennen. In den Wochen, die auf seine Rückkehr folgen, bringt die Presse praktisch täglich Neuigkeiten über ihn und den Stand der Nachforschungen. Einerseits führt man Gespräche mit den Familien, die ihn als einen der ihren reklamieren, andererseits befragt man ihn selbst und versucht, seine Erinnerungen zu wecken. Man nennt ihm Namen von Dörfern und Personen. Eine Meldung berichtet, dass sich in der Psychiatrie von Budapest, wo man ihn unter Beobachtung hält, von seinen Ärzten einbestellte Anti-

quare und Sammler die Klinke in die Hand geben, um ihm Barette, Tressen, alte Münzen und andere Gegenstände vorzuführen in der Hoffnung, sie könnten ihm das Ungarn seiner Zeit ins Gedächtnis rufen. Er reagiert kaum, und statt zu sprechen grummelt er vor sich hin. Was ihm als Sprache dient, ist nicht mehr wirklich Ungarisch, sondern eine Art Privatdialekt: der seines inneren Monologs, den er während seines halben Jahrhunderts Einsamkeit vor sich abspulte. Satzketten treiben an die Oberfläche, in denen von der Überquerung des Dnjepr die Rede ist, von Socken, die ihm gestohlen wurden oder von denen er befürchtet, sie könnten ihm gestohlen werden, und vor allem von dem Bein, das man ihm da drüben, in Russland, abgeschnitten hat. Er möchte es wiederhaben oder zumindest einen Ersatz. Titel der Meldung: »Der letzte Kriegsgefangene des Zweiten Weltkriegs verlangt ein Holzbein.«

Einmal liest man ihm *Rotkäppchen* vor und er weint.

Nach einem Monat wird die Untersuchung abgeschlossen, ein DNA-Test bestätigt sie. Der Heimkehrer heißt András Toma – aber in Ungarn sagt man Toma András, so wie Bartók Béla, den Nachnamen, wie in Japan, vor dem Vornamen. Er hat einen Bruder und eine Schwester, beide sind jünger als er, sie bewohnen ein Dorf im östlichsten Winkel des Landes, dasselbe, das er vor sechsundfünfzig Jahren verlassen hatte, um in den Krieg zu ziehen. Sie sind bereit, ihn bei sich aufzunehmen.

Auf der Suche nach weiteren Auskünften erfahre ich einerseits, dass sein Transfer von Budapest in sein Heimatdorf erst in einigen Wochen stattfinden wird, und

andererseits, dass die Psychiatrie von Kotelnitsch am 27. Oktober ihr neunzigjähriges Bestehen feiert. Dort müssen wir anfangen.



1999



Tomas Espedal lotet in diesem Buch, das die Kraft eines Vermächnisses besitzt, die Grenzen von fiktionalem und autobiografischem Schreiben aus. Er schreibt über die Orte, an denen er lebte, die Frauen, die er begehrte, die Gesichter derer, die er als junger Boxer zertrümmerte, die Bücher, die er las und über die Liebe seiner sterbenden Mutter. In intensiven poetischen Texten lernen wir einen Autor kennen, der mit sich selbst und seiner Sprache ringt, bis am Ende der Schriftsteller über die Privatperson siegt.

---

*Tomas Espedal*, 1961 in Bergen geboren, veröffentlichte zahlreiche in Norwegen preisgekrönte Romane und gilt neben seinem Freund Karl Ove Knausgård als einer der wichtigsten Schriftsteller Norwegens. Bei Matthes & Seitz Berlin sind bisher *Geben*, *Wider die Natur* und *Wider die Kunst* erschienen.

---

Erscheint im Frühjahr 2017  
Aus dem Norwegischem von Hinrich Schmidt-Henkel  
€ 25,00 (D) / € 25,70 (A) / sFr 31,60  
ISBN 978-3-95757-367-4

Ich habe fast ausnahmslos, das kann ich jetzt – trotz aller Aufbrüche und Adressen – feststellen: Ich habe immer in Wohnungen und Zimmern in so genannten Arbeitervierteln gelebt, nicht weit entfernt von einer Fabrik, oft direkt dabei (als wären meine Zimmer Bestandteil eines größeren Plans). Die Straßen sind sich immer gleich: lange Reihen grauer oder verwitterter weißer Steinhäuser, einförmige Fassaden, nur durch die gerahmten, vom bläulich-unwirklichen Schein der Fernseher beleuchteten Fenster und durch die schweren Treppenaufgänge unterbrochen, die von den menschenleeren Bürgersteigen hineinführen. Überall hört man hier spielende Kinder, sieht sie aber nie; vielleicht gehören sie einer anderen Zeit an, vielleicht spielen sie nicht mehr auf der Straße. Aber ihre Geräusche klingen noch nach, die Namen, die Stiefel im Kies, das Knirschen, all das hallt zwischen den Häuserwänden wider.

Der Fabriklärm. Dampf wird durch ein Ventil abgelassen. Dann der Rhythmus der Maschinen, die harten, fülligen Klänge von Metall und Glocken, rollenden Rädern, laufenden Stahlseilen; unsichtbare Schwingungen und Schläge in der Luft, jähes Abbrechen des Lärms. In dieser Stille kann ich aus den Nachbarwohnungen das Wasser hören; es steigt auf und fällt durch Abläufe und Rohre hinunter, zur Erde und in sie hinein.

Über mir, nur durch die dünne Decke aufrecht gehalten und getrennt, durch den Boden: eine Tür wird geöffnet, Füße, nackt, der unverkennbare Rhythmus von Haut auf Linoleum. Wasser trifft auf Wasser. Konzentriert. Hart. Und dann die Wassermassen, die wie dem Auge verborgene Wasserfälle durch die Wände hinabrauschen.

Es ist kalt. Ich stehe auf, schließe das Fenster, lege mich still wieder ins Bett neben sie, sie schläft. Sie hat das Gesicht ihrer Mutter, noch unfertig, denselben Mund, die Lider werden später schwer auf den Augen liegen, die dunklen Linien, die hübsche Nase, all das Unbenennbare, das sich wie ein Gesicht im Gesicht herausbilden wird.

Das helle, vom Schlaf verwuschelte Haar bedeckt ihr halbes Gesicht, sie hat sich die Bettdecke über den Hals gezogen, bis an den Mund, ich sehe sie fast nicht. Sie ist meine Tochter.

Durch das Schlafzimmerfenster sehe ich nichts außer Häuserfassaden. Aus den Schornsteinen steigt kein Rauch, die Fenster sind von Gardinen verdunkelt. Eine Lampe zeichnet sich ab, manchmal Schatten, sie tauchen auf und verschwinden wie Figuren in einem Marionettenspiel. Ich stelle mir oft vor, sie seien Menschen: ein Mann mit einem besonders schweren Gesicht, eine Frau ohne andere Merkmale, als dass sie einst schön gewesen ist.

Ich sehe eine Familie, durch die Gardinen hindurch, als ob der dicke Stoff tatsächlich ein Bühnenvorhang wäre. Das Licht wird eingeschaltet. Die Wohnung wird in Dienst genommen, Stühle werden vorgezogen, Türen werden geöffnet und geschlossen, die Straßen werden bereit gemacht. Die Fabrik leuchtet, die Autos starten,

die Häuser leeren sich. Es wird still. Was zurück bleibt – als wir endlich aufstehen, sie und ich –, sind Reste.

Jetzt können wir hinausgehen, hinaus in diese Kulissen.

Wir treffen auf rasche, dunkle Reflexe, sie sind durchschaubar, oder allzu konkret: Unsere Blicke werden zurückgeworfen, unvermeidlich sehen wir in diesen Gestalten nichts anderes als uns selbst.

Wir verlassen die Straßen. Gehen an Hinterhöfen und Gartenzäunen vorbei; Tulpen, Hagebutten, schon jetzt, Hand in Hand, am Wohnblock vorbei, an der Schule, ja, alles Leben ist in die flachen Gebäude hineingesogen worden, in die ebenmäßigen Gartenflecken; eine Blutbuche, rostrot, die aus Steinen gemauerte Kirche mit den scharfen schwarzen Schatten des Baumes und seines Laubs. Und dennoch ist die Kirche im Vergleich zum Krankenhaus verschwindend klein; im Vergleich zu den vielen klotzigen Monumenten, die zu einem Gebiet zusammengewachsen sind, dem Krankenhausgelände. Ein Park. Hier irgendwo liegt die Mutter meiner Mutter, der Vater meiner Mutter, liegen meines Vaters Vater und Mutter, hier – an Orten, die ich nicht kenne – liegen die meisten Mitglieder meiner Familie.

Wir suchen sie. Zwischen anderen Toten, anderen Familien finden wir die Steine und die Namen. Elly Alice. Alfred Johan. Aagot Constanze. Erling H. Johannessen, als ob all die zweifachen Vornamen ausgleichen sollten, dass wir eine kleine Familie waren.

Und jetzt erkenne ich, wie klein das Mädchen an meiner Hand ist. Über ihr kann ich das Meer sehen und die Brücken, die zur Stadt hineinführen. Die alte Eisenbahnlinie läuft ein Stück parallel zum Fluss, bevor

die Schienen in dem Tunnel unter dem Berg verschwinden, in dem sie enden. Der Fluss mündet ins Meer, das zu einem Bassin eingefasst ist, einem Sportboothafen. Rund um den Hafen verläuft ein Fußweg, gebaut mit dem Abraum von den neuen Autobahntunneln. Der Weg führt zum Bahnhof, und in der Gegenrichtung zu der stillgelegten Werft, die wir durch Laub und Bäume hindurch undeutlich erkennen. Bald wird sie sechs Jahre alt. Sie ist größer als diese Grabsteine, sie schaut hinab und liest laut die Namen derer vor, die nicht wissen konnten, wer sie, die ihren Namen trägt, sein würde.

#### Familie.

Ich kann es nicht lassen, ich sage es. Ich sage: Du ähnelst meiner Tochter. Sie antwortet auf dieselbe katastrophale Art und Weise. Sie sagt: Und du siehst wirklich aus wie mein Vater.

Sie sitzt mir gegenüber auf der Terrasse. Von unserem Tisch sehen wir, wie der Fluss in einer Kurve unter der Brücke verschwindet, wo er das Licht verliert. Oben am Geländer stehen zwei junge Männer. Sie sind betrunken und haben ihre Oberkörper entblößt. Der eine springt und trifft die Sonne, bevor er unter der Brücke verschwindet.

– Bist du allein?

Ich versuche, den Blick zu heben. Sie hat Sommersprossen über der Nase und unter den Augen. Sie trägt ein tief ausgeschnittenes, hellblaues Kleid mit schmalen Trägern. Sie blickt zum Fluss, als sie es sagt.

– Er ist mein erster richtiger Freund. Und er ist ganz anders als Du.

– Wie ist er?

– Er ist wie ich, sagt sie.

Wir sitzen zwischen den Sonnenschirmen in der Sonne. Sommergäste. Die anderen sitzen im Schatten. Hinter uns hat die Bedienung die großen Glastüren aufgeschoben. Aus dem Restaurant ist Musik zu hören. Wir trinken aus und ich sage, sie soll mit mir in das Hotelzimmer hinaufkommen. Es ist groß und hell. Ein Schreibtisch, Spiegel und Bett, wie ein Jugendzimmer. Ein Balkon mit Ausblick über den Garten und den Pool, Geräusche von Wasser und Kindern und Hitze. Sie tritt sich schwungvoll die Schuhe von den Füßen. Zieht die Gardinen zu. Alles ist dunkel und Jugend, und ich kann nicht anders, ich muss daran denken, welche großen Verbrechen nötig sind, um das Verlorene wiederherzustellen.

– Danach gehen wir schwimmen, sagt sie.

#### Namen

Ihr Name ist in das Messingschild graviert, das immer noch unter dem Glasfenster an der Tür hängt: Elly Alice Olsen. Er hat seinen Namen an zwei Orten. Er ist an keinem Ort.

Und hier wohne ich. In ihrem Namen. Eine von acht Wohnungen. Zwei auf jeder Etage. Eine schmale, steile, braun gestrichene Treppe, in den Wohnungstüren Milchglasscheiben. Unten auf der Treppe riecht es nach Kohlen und Essen. Im Keller sind eine Gemeinschafts-

usche, Verschläge und eine Treppe in den Hinterhof, wo sich ein Gestell zum Kleiderrocknen befindet und ein kleines Beet mit Blumen, die jedes Mal zertrampelt werden, wenn die Kinder Ball spielen. Manchmal riecht es im Treppenaufgang nach Tabak und Alkohol, nicht nur an Samstagen.

Ich schließe die Wohnungstür auf, ein kleiner Eingangflur, Küche und zwei Zimmer, in dem einen steht das Bett, worin sie in der Dunkelheit liegt, mit geschlossenen Augen. Auf dem Nachttisch: das Telefon, die Gläser mit Tabletten und Wasser. Eine Fotografie. Darauf bin ich zu sehen. Ich setze mich auf die Bettkante, nehme ihre Hand. Der kleine Junge steht an einem Teich im Park und füttert die Enten. Sie, die sterben wird, steht hinter dem Jungen und hält die Papiertüten mit aufgeschnittenem Brot. Sie schlägt die Augen auf, sucht nach dem Namen, und aus einer langen Reihe von Lebenden und Toten wählt sie meinen. Die Mutter meines Vaters. Sie erinnert sich an nichts mehr richtig. Sie sagt: Ich bin müde, und wenn du ins Bett gehst, darfst du nicht mehr zu lange lesen, und denk dran, das Licht auszumachen, gute Nacht.

Gute Nacht.

Ich lege mich neben sie ins Bett wie gewohnt, und kurz bevor ich einschlafe, spüre ich, wie sie zusammenschrumpft und verschwindet.

Vater.

Danach schwimmen wir. Sie kann sich gerade so über Wasser halten, ihr Körper versinkt, wird aber von Armen und Beinen und den raschen Schwimmzugen oben gehalten. Sie reckt den Kopf über das Wasser, den Mund geschlossen, die Augen offen, du must atmen und die Augen zumachen, rufe ich, aber sie schwimmt auf ihre Weise, sie kämpft darum, über Wasser zu bleiben, bis sie müde wird und mit den Füßen nach dem Boden des Pools tastet. Ja, jetzt kannst Du schwimmen, sage ich. Aber sie ist nicht zufrieden und springt los, die Arme vor den Kopf gestreckt, sie hält den Kopf erhoben, und auf diese Weise springt sie voran durchs Wasser, immer auf und ab. Ich lache, sie wird wütend. Du darfst keine Angst haben, Wasser ins Gesicht zu bekommen! Gib dich hin, hab keine Angst! Aber sie steigt bereits die Badeleiter hoch, läuft über die Steinplatten zum Liegestuhl und wickelt sich ins Handtuch. Du bist geschickt, sage ich, sie will nicht antworten und sie will nicht hören und sie will nicht mehr baden, sie zieht sich an. Sie geht zum Hotel. In den neuen Ledersandalen und dem hellblauen Kleid, mit Sonnenhut und Sonnenbrille marschiert sie an Restauranttischen und der Freiluftbar vorbei, und ich sehe, wie man ihr nachblickt. Ich laufe ihr hinterher, nehme ihre Hand und ziehe sie an der Rezeption vorbei in den Fahrstuhl, und ich weiß, es sieht aus, als würden wir streiten. Aber sie sagt nichts und sie will nicht hören und ich rede zum Fahrstuhl und zu den Etagen und zum Flur und zu den Türen und zum Hotelzimmer mit dem Bett und dem Spiegel und den vorgezogen Gardinen. Es ist der

erste Tag der Ferien. Sie wirft sich aufs Bett und strampelt mit den Armen und den Beinen, und als sie endlich den Mund aufmacht und die Augen schließt, füllt sie das Zimmer mit einem allzu erwachsenen Schrei.

Mutter.

Sie wiegt 15 Kilo weniger als noch vor zwei Wochen. Sie verliert das Leben, es fällt von ihr ab, wie ausfallendes Haar. Nie zuvor waren ihre Augen lebendiger. Sie sitzt auf der Treppe zwischen Schlafzimmer und Wohnzimmer. Sie zündet sich eine Zigarette an.

– Hier sitze ich besonders gern, sagt sie.

Wir lachen. Zum ersten Mal seit meiner Kindheit lehne ich mich an ihre Brust, die feucht wird.

Es ist nicht schwer, über den Tod zu reden. Wir reden unablässig über den Tod. Wir reden über den Garten und die Nachbarn, der Tod ist da. Wir reden über unsere Eltern und Kinder, der Tod ist da, und wir können nicht anders, wir vergessen und reden über all das Gute, das gewesen ist, und der Tod war schon damals da, und egal, worüber wir reden, der Tod ist in jedem einzigen Wort und in jedem Atemzug und in dem kleinsten Bestandteil von dem, was wir sind, und wir können nicht einmal über Insekten und Schuhe reden, ohne dass wir beide springlebig werden. Endlich wird die Welt wiedererschaffen in all ihrer ursprünglichen Schönheit. Sie wird sterben, und die Welt kommt zum Leben: Sie springt auf wie eine bunte Blüte, direkt hier vor unseren Augen.

Wo.

Wo ist sie geblieben. Ich stehe in der Tür und sehe sie wie immer dort liegen, zwischen den Büchern und den Kissen, im Bett, im Schlafzimmer. Sie wirkt stiller, ruhiger, vielleicht – es ist immer noch möglich, das zu denken – schläft sie, sie schläft still heute Nacht, sie schläft ruhig heute Nacht, vielleicht schläft sie traumlos heute Nacht, eine sorglose Nacht, eine kinderlose Nacht, eine Nacht ohne Träume davon, zu verschwinden, ein anderes Leben zu leben, ein reicheres, wilderes und kompromissloseres Leben. Aus dem Schlaf kann sie immer zurückkommen, aber sie schläft nicht, der Schlaf hat sie verlassen, und sie kommt nicht zurück, endlich ist sie davongekommen, sie vermisst uns nicht einmal.

Adresse.

Sackgasse. Dunkelheit an beiden Enden, nach rechts, bei der mit einem Tor versperrten Einfahrt zur Fabrik, nach links (aus dem Bett, der kalte Fußboden, durch die Küche, die Treppe hinunter, ohne Jacke, ohne Mütze, wieder krank, wieder mutterlos) bei der Schranke und dem Kontrollhäuschen, das die Arbeiter auf dem Weg in die Werft passieren. Mein Vater geht in die eine Richtung, sein Vater in die andere. Ungefähr in der Mitte der Straße das Haus. Ein Haus wie alle anderen. Die Fassade neu gestrichen, trügerisch blau. Haustürschloss, die Namen auf kleinen Zetteln. Arbeiternamen. Das Haus verschlossen. Doch die Straße ist offen; bei



der geschlossenen Werft ist eine Brücke gebaut worden. Schwertransporter und Autos und, selten einmal, Fußgänger. Wir gehen den Bürgersteig entlang, sie muss zur Schule. Ich halte sie an der Hand. Hin und zurück. Die Glockenschläge. Schultor und Schulhof, die hohen gemauerten Wände: Sie verschwindet mit der lockeren Schar, in das regulierte Licht hinein. Hier – im Eingeschlossenen – beginnt und endet alles.

### Peripherie.

An einem anderen Ort, außer Sichtweite der Fabrik, auf einer Anhöhe mit Aussicht über die Stadt das Haus meiner Kindheit. Ein blau gestrichenes Reihenhaus, zugänglich über eine Treppe, die von einem Kiesweg aufsteigt, Nachbarn, Schritte. Im ersten Stock das offene Fenster des Jugendzimmers: das Bett unter dem Fenster, der Schreibtisch, die Bücherregale als zusätzliche Wand zum geräuschvollen Bad. Und auf der anderen Seite des Wassers das Zimmer der Schwester. Das Flügelhorn in einem Kasten auf dem Boden. Dieses Zimmer verströmt nichts außer Stille. Die Eltern schlafen nebenan. Das rote Licht des Radioweckers, die Zeit ist stehen geblieben, als würden wir schon heute Abend durch die halboffene Tür hinausschleichen. Meine Schwester und ich. Die Treppe hinunter, zum Wohnzimmer und der Küche, ein Haus wie alle anderen. Lampen, Gemälde, Bücher und all die Hinterlassenschaften der Toten, die ein Zuhause so enthält. Wir gehen leise vorbei, schleichen wie immer aus der Haustür hinaus, und wenn wir – fast lautlos – diese Tür hinter uns zuziehen, ste-

hen wir elternlos da und blicken zu den Lichtern der Stadt. Wir sind heute kleiner als damals. Wir gehen zum Gartentor, jeder in sein Zuhause, und vom Küchenfenster aus gesehen, werden wir immer kleiner, bis wir hinter den Garagen verschwinden.

### Schatten.

Eingeschlossen zwischen den Fabrikgebäuden und den Arbeiterwohnungen: die alten Holzvillen. Beschattet von den lückenhaften Baumreihen, die einst die Kleingartengenossenschaften und Obstsorten umstanden; die Frau steht im Keller, Saftflecken auf dem Kleid, das Kind fällt, bereits übergewichtig, überreif, fällt mit den Bäumen und Beerensträuchern und der ganzen verrotten Familie. Das asphaltierte Gras. Die neuen Schatten: Schornsteine, Kräne, parkende Autos, schöner als die Schlehen- und Weißdornsträucher.

Die Reihenhäuser. Sie stehen jetzt leer. Abgesehen von diesem Mann auf einem Stuhl. Er nimmt weniger als einen Quadratmeter von den einhundertzehn der Wohnung ein. Und dennoch ist das Haus klein im Vergleich zu dieser Einsamkeit. Es hat nicht mehr Platz als genau für diesen einen Mann, der jetzt aufsteht und den Fernseher ausstellt. Er geht die Treppe zum Schlafzimmer hinauf, wo er sich – aus alter Gewohnheit – ganz dicht an der Wand ins Bett legt, auf seiner Seite des Doppelbetts.

## Schreibtisch.

Ich trage beim Schreiben immer meine besten Kleider.

Von hier, wo ich sitze, kann ich die Fabrik sehen, in der mein Vater hinter seinem Schreibtisch sitzt. Es ist, als ginge es darum, sich mit den Zähnen in der Arbeit zu verbeißen, sich mit den Zähnen am Schreibtisch festzuhalten. Wenn ich abrutsche, ruft er mich aus seinem Büro dort oben im dritten Stock an: Du solltest Dir eine anständige Arbeit suchen! Der strenge Tonfall kann die Bekümmernung nicht verbergen, die sich in der schönen Stimme festgesetzt hat. Ich gebe ihm immer Recht, aber jedes Mal denke ich, wie viel besser mein Schreibtisch schmeckt als seiner.

## Beruf.

Ich habe nie einen Beruf gehabt. Es gibt Zeiten – meist im Sommer oder in den Ferien –, da vermisse ich es, einen Beruf zu haben. Manchmal denke ich an einem Sonntag: Meine Sonntage sind nicht wie die anderer. Manchmal denke ich: Morgen suche ich mir einen Job. Ich stelle mir sofort vor, dass ich hinter einem Tisch sitze. Ein Kalender hängt daneben an der Wand. Ich telefoniere. Esse in der Kantine. Zurück im Büro, zünde ich mir eine Zigarette an. Doch schon nach ein paar Minuten ermüdet es mich, an die Arbeit zu denken, die ich nicht habe. Ich stehe auf. Ziehe mich an und gehe hinaus. Wahrscheinlich fängt es an zu regnen. Möglicherweise sitzen wir in einem Café. Nach einigen Stunden gehe ich allein nach Hause. Und wenn ich die

Tür zu der kargen Wohnung aufsperrt, freue ich mich aufrichtig darüber, dass ich weder einen Beruf habe noch eine Zukunft.

## Nichts.

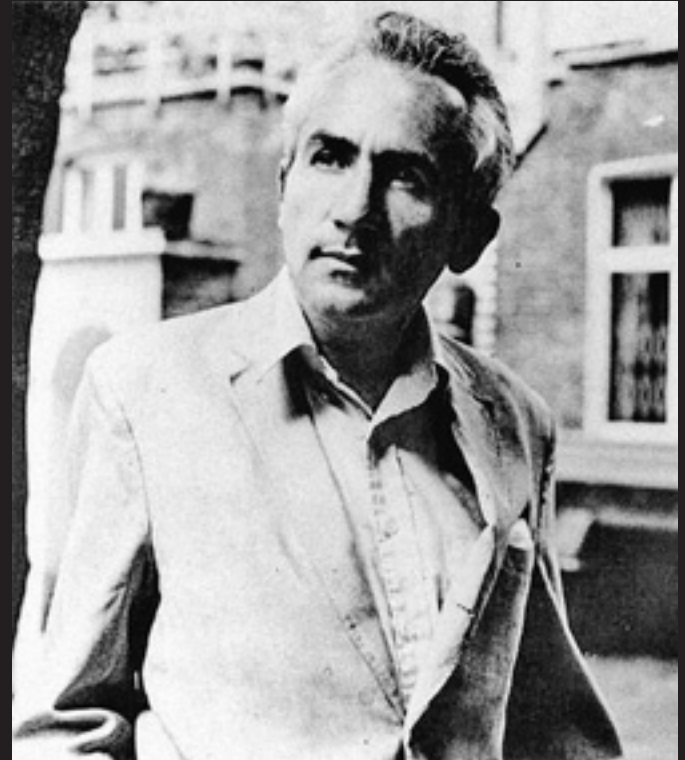
Mir wurde früh klar, dass meine eindrucksvollsten Erlebnisse dort stattfanden, wo nichts geschah: hinter einer Tür, in einem Schrank versteckt, in der Dunkelheit hinter den Gardinen oder in den langen Stunden, wenn ich tief im Gras und im Moos lag. Als ich endlich die Schulpflicht hinter mich gebracht hatte, rannte ich mit diesem gewaltigen Jubelgefühl in der Brust aus dem Schultor hinaus; nie werde ich das Licht an jenem Tag vergessen und wie ich immer leichter wurde, als würde sich all dieser Schul- und Zukunftsquatsch auflösen und rasch in eine Art Gas verwandeln. Von diesem Gas erfüllt, ging ich durch die Stadt, sah die Gebäude und monumentale Architektur an, die unter mir kleiner wurde; die Bäume im Park, Gesichter und Straßen verschwanden und wurden zu Streifen und Mustern auf einer grauen Fläche, die ins Meer überging und in das unendliche Blau unter den Wolken.

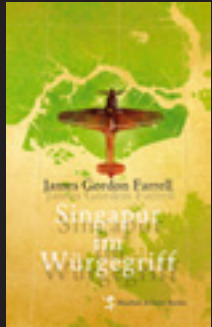
Als ich an jenem Abend müde und schwer wurde und nach Haus ging, beschloss ich, mit allem zu brechen. Da erblickte ich das Haus, in dem wir wohnten. Ich schloss die Augen, ich sah meinen Vater auf dem Sofa vor mir, müde von der Arbeit. Meine Mutter vor dem Fernseher, die Möbel, die Teppiche, die Lampen, all die schönen Dinge, die sie beide von ihren Eltern geerbt hatten. Ich stürzte mich in mein Bett, versteckte

mich unter der Bettdecke und entdeckte – zu meiner großen Verwunderung –, dass ich schon seit mehreren Tagen hier gelegen hatte.

### Anfang.

Aufzuwachen, um sich wieder schlafen zu legen, aufwachen, halb schlafen und halb wachen, mit jenen Halbd träumen, die sich mit den ersten Morgengeräuschen mischen: Fenster werden aufgestoßen, eine Tonne wird über den Hinterhof geschleift, die Frühhinrichtungen im Radio: Unfälle, unterbrochen von Wolken und der schräg einfallenden Sonne. Ich setze mich im Bett auf, mache die Nachttischlampe an und lese in einem Buch: »Am liebsten lese ich immer wieder die trivialen Bücher, die neben mir auf dem Nachttisch schlafen.« Und jetzt erkenne ich es, dies ist der Anfang, dies hier ist der Auftakt zum perfekten Tag. Ich lege mich zurück ins Bett, ziehe mir die Decke über den Kopf und versinke in einem Schlaf von Winter und Jugend. Ja, dort steht sie, die große, weiße Mütze auf dem hellen Haar. Der Schnee schmilzt auf ihrem Gesicht, sie zieht ihre Fäustlinge aus und nimmt eine Zigarette: Du kannst doch nicht einfach mit der Schule aufhören. Was willst Du eigentlich werden? Ich zucke mit den Schultern, werfe etwas Schnee auf das Gesicht und die Zigaretteglut. Nichts, schnaube ich, absolut nichts.





»Singapur im Würgegriff« ist der letzte Teil von James G. Farrells Trilogie über den Untergang des britischen Empire. Es ist Liebesgeschichte und Kriegsreport zugleich, eine tragikomische Erzählung über die belagerte Stadt und eine Welt voller eigenwilliger, liebenswerter, urkomischer und doch verloreener Charaktere, die durchdrungen sind von ihrem kolonialen Dünkel und eingefleischten Rassismus, voller Hybris und Profitgier.

---

*James Gordon Farrell*, 1935 in Liverpool geboren, wurde für seine ›Empire Trilogy‹ mit dem Man Booker Preis 1973 ausgezeichnet. Die Trilogie gilt als sein Hauptwerk. 1979 ertrinkt er mit gerade einmal 44 Jahren, als er beim Angeln ins Wasser stürzt. Bei Matthes & Seitz Berlin erschienen bislang *Troubles* und *Die Belagerung von Krishnapur*.

---

Erscheint im März 2017  
Aus dem Englischen von Manfred Allié  
€ 30,00 (D) / € 28,80 (A) / sFr 34,80  
ISBN 978-3-95757-251-6

## I

Die Stadt Singapur entstand nicht, wie Städte sonst meist, allmählich durch natürliche Ablagerungen des Geschäftslebens an den Ufern eines Flusses oder am Schnittpunkt alter Handelsstraßen. Sie wurde schlicht und einfach erfunden, eines Morgens im frühen neunzehnten Jahrhundert, von einem Mann, der auf eine Landkarte blickte. »Hier«, sagte er sich, »brauchen wir eine Stadt, auf halbem Wege zwischen Indien und China. Das wird der große Haltepunkt auf der Route in den Fernen Osten. Wohlgermerkt, den Holländern wird es nicht gefallen und Penang wird sich nicht freuen, gar nicht zu reden von Malakka.« Der Name dieses Mannes war Sir Thomas Stamford Raffles; vor dem Krieg stand seine Bronzestatue am Empress Place, in einem Alkoven, der ein wenig von einer Jakobsmuschel hatte (heute, nunmehr in Stein, hat er seinen Platz an einer schattigen Stelle am Fluss gefunden). Er schien ganz und gar nicht der energische Mann, den man sich vorgestellt hätte – eigentlich sah er sogar eher langweilig aus im Gehrock.

Früher hatten einmal Menschen dort gelebt, doch bei seiner Ankunft war die Insel Singapur so gut wie verlassen, bis auf Ratten und Tausendfüßler, die es in rauen Mengen gab. Raffles vermerkte auch mit einem gewissen Unwohlsein die vielen menschlichen Toten-

schädel und Skelette, Köttel der Piraten dieser Gegend. Trotzdem verlor er keine Zeit, mit einem erschrockenen Einheimischen in Verhandlungen um die Insel zu treten, und stellte anschließend, lesen wir bei seinem Biografen, einen sechsunddreißig Fuß hohen Fahnenmast auf. »Uns geht es«, schrieb er an einen Freund, »nicht um Land, sondern um Handel: einen großen Umschlagplatz, einen Dreh- und Angelpunkt, von dem aus wir auch politischen Einfluss ausüben können, sollten die Verhältnisse dies zu einem späteren Zeitpunkt erfordern.« Als er dort an dem einsamen Ufer stand und zur Flagge hinaufschaute, und die Ratten und Tausendfüßler wimmelten um seine Füße, sah Raffles da den Wohlstand, den die Zukunft Singapur bringen sollte, voraus? Mit Sicherheit tat er das.

Man darf sich, wenn man an die Stadt denkt, wie sie vor vierzig Jahren war, keine unzivilisierte Grenzstadt am Rande des Dschungels vorstellen. Man hätte nur ein einziges Mal durch das Stadtzentrum schlendern müssen, mit seinen breiten Prachtstraßen und Parks, hätte nur die gewaltigen Regierungsgebäude sehen müssen, die verschwenderischen großen Läden, die marmorne Würde der Bankhäuser, dann hätte man gewusst, dass Singapur das Werk einer bedeutenden und kultivierten Nation war. Zugegeben, es gab auch andere Stadtteile, die Viertel der Einheimischen und der Zuwanderer, in denen die Tamilen, Malaien und vor allem die Chinesen wohnten, und die waren nicht ganz so eindrucksvoll. Dort, in den bodenlosen Tiefen, begingen chinesische Geheimgesellschaften zweifellos entsetzliche Verbrechen, entführten ihre eigenen prominenten Bür-

ger, kämpften gnadenlos um Bezirke, betäubten sich mit Drogen und so weiter. Kam man in jenen Jahren vor dem Krieg einfach nur als Besucher, sagen wir als Seemann, dann wäre einem Singapur mit Sicherheit nicht weniger großartig, nicht weniger aufregend als jede andere große Hafenstadt Ostindiens vorgekommen. Ein solcher Besucher hätte in einer der Vergnügensstätten getrunken und getanzt, vielleicht sogar im *Great World* selbst, dessen hallender Tanzsaal mit seinen schier unglaublichen Ausmaßen schon seit vielen Jahren einsamen Seeleuten wie ihm Unterhaltung geboten hatte. Hier konnte er für fünfundzwanzig Cents mit den schönsten Taxigirls des Ostens tanzen, konnte die lautesten Kapellen hören und an den Wänden die prachtvollsten gemalten Drachen bewundern. In der guten alten Zeit vor dem Krieg, bevor die Soldaten in Scharen kamen, konnte dieser Saal eine ganze Schiffsbesatzung schlucken und wäre unserem Besucher immer noch leer vorgekommen, leer bis auf ihn und die zwei oder drei chinesischen Mädchen mit den aufgemalten Puppengesichtern, die mit ihm am Tisch saßen, bereit, ihn mit kleinen doch kräftigen Händen zu stützen, wenn er, schwer vom Tiger-Bier, zu Boden zu gehen drohte.

Und wäre er dann nach draußen gewankt, dann hätte er auch den unvergleichlichen Duft spüren können, den Geruch von Weihrauch, warmer Haut, Fleisch, das in Kokosnussöl briet, von Geld und Jasminblüten, von Haaröl und Sex und Sandelholz und Gott weiß was sonst noch, ein Aroma wie der Atem des Lebens selbst. Und vom Dach des Seemannsheims oder von einem anderen, weniger respektablen Dach aus hätte er

das riesige purpurrote Schild gesehen, das für Tigerbalsam Reklame machte, und daneben, wenn es erst einmal ganz dunkel geworden war, dessen Protagonisten, den großen Tiger mit Reißzähnen wie Dolche, dessen Streifen orangerot glommen, wenn er sich zu seinem nächtlichen Rundgang über die schlafenden Dächer von Singapur aufmachte. Aber es war nicht zu leugnen, manche Teile der Stadt waren schäbig, andere elend, und es wurde, je weiter diese Vorkriegszeit fortschritt, schlimmer: Schon um 1940 begann durch die Wände der billigen Hotels und Pensionen, die bis dahin nur dann und wann ein Stöhnen oder einen Seufzer durchgelassen hatten, Radiomusik, Gitarrenklimperlern und die Stimmen von Nachrichtensprechern zu dringen. Jede Großstadt hat ihre hässliche Seite. Und so wollen wir uns lieber den schöneren Stadtvierteln zuwenden, der eleganten europäischen Vorstadt Tanglin zum Beispiel, wo Walter Blackett, Präsident des angesehenen Handels- und Maklerhauses Blackett & Webb, mit seiner Familie lebte.

Auf den ersten Blick sah Tanglin nicht anders aus als jede andere europäische Vorstadt, mit den geschwungenen baumgesäumten Straßen und den hübschen Bungalows. Es war ein Golfplatz zur Hand mit durchaus respektablem Rasen; vielfach sah man Tennisplätze jenseits süß duftender Hecken, sogar einen Swimmingpool oder zwei. Das Leben, das die Menschen hier lebten, war, alles in allem, friedlich und müßig. Aber wenn man genau hinsah, sah man, dass diese Vorstadt zum Bersten erfüllt war von einer beängstigend tropischen Energie. Blattwerk wucherte an allen Enden mit einer Entschlossenheit, die unsere schlaffe europäische Vege-

tation nicht kennt. Dunkles, schimmerndes Grün war über alles wie mit der Malspachtel gestrichen, und im Halbdunkel (der Dschungel hat eine Tendenz zum Halbdunkel) steckte etwas Sinistres, das eben noch Laut gegeben hatte und das nun den Atem anhielt.

Überließ man sein Haus ein paar Monate, während man zum Beispiel Urlaub in der Heimat machte, sich selbst, würde man mit einiger Sicherheit feststellen, dass Ranken um jeden vorstehenden Teil ihr grünes Lasso geschlungen hatten und es zu Boden zerrten, dass kräftige Farne die Fugen zwischen Backsteinen sprengten und dass gefräßige häuservertilgende Insekten, im Grunde nichts weiter als kräftige Kiefer auf Beinen, die hölzernen Partien verspeist hatten. Hinzu kam, dass die Moskitos dieser speziellen Vorstadt nur entfernte Verwandte jener harmlosen Gesellen waren, die uns an einem englischen Sommerabend lästig werden: In Tanglin hatte man es mit der gefürchteten Anophelesmücke zu tun, jede einzelne davon eine kleine fliegende Giftspritze, gefüllt mit einer tödlichen Dosis Malaria. Und wenn man durch einen glücklichen Zufall der Malaria entging, wartete in den Kulissen immer noch die zweite Moskitoart, die mit den gestreiften Fußballsocken, allzeit bereit, einem das Denguefieber einzuzimpfen. Wenn ein Kind sich beim Spiel im Garten das Knie aufschürfte, dann passte man besser auf, dass keine Fliege sich auf die Wunde setzte, denn sonst würde man am nächsten oder übernächsten Tag winzige weiße Maden mit der Pinzette herausholen. Zu jener Zeit, als manche Bereiche der Vorstadt noch direkt an den Dschungel grenzten, war es keineswegs ungewöhnlich, dass man im Garten von Affen, Schlangen oder

dergleichen Besuch bekam, denen der Sinn nach Obst oder Mäusen stand (oder auch nach einem kleinen Hund, wenn man einen appetitlichen Welpen hatte). Aber lassen wir es genug sein mit dem Hinweis, dass es neben den üblichen Annehmlichkeiten des Vorstadt-Lebens auch die eine oder andere unvorteilhafte Seite gab.

Nicht weit vom Haus der Blacketts neigte die Orchard Road sich sanft bergabwärts (es war eher ein gefühltes als ein reales Gefälle) und verlief fast schnurgerade über etwa eine Meile, bis sie sich in den Ausläufern von Chinatown und dem Geschäftsbezirk verlor, in dem Walter am Collyer Quay seinen Firmensitz hatte und die Woche über seine Schlachten schlug. Dort in der Innenstadt, wo einst Ratten und Tausendfüßler zu Hause gewesen waren, wimmelte nun das Geschäftsleben; Unternehmen gediehen und gingen nieder, verschlangen einander, kopulierten, schlugen sich gegenseitig die Zähne in die Flanken, schluckten die Bissen, rissen sich los, verschlangen die nächste Firma oder bestiegen einander, um neue zu zeugen, ganz wie sie es auch in anderen großen kapitalistischen Städten taten. Doch hier oben in Tanglin gingen die Leute still und ordentlich ihren täglichen Beschäftigungen nach, schienen weit fort von derart grässlichen Begegnungen, weit fort vor allem von den dicht gedrängten Massen der Einheimischen dort drunten in der Stadt. Aber sie bewegten sich, könnte man sagen, wie die Zeiger einer Uhr sich bewegen. Eine Uhr in einem gläsernen Gehäuse, sagen wir: die Zeiger gehen wie selbstverständlich ihres Weges, aber zugleich können wir auch sehen, wie Federn und Wellen und Zahnräder ihre Arbeit tun.

Und in der gleichen Art war das geordnete Leben in Tanglin auf die Stadt zu ihren Füßen angewiesen, auf das Festland jenseits der Dammstraße, dessen Handlungshäuser, Bergwerke und Plantagenbetriebe gleichsam die Wellen und Zahnräder waren, und die stumme, gigantische Masse der Arbeiter war die Feder, die dafür sorgte, dass unaufhörlich Spannung von einem Bestandteil dieses Organismus an einen anderen weitergegeben wurde ... und natürlich nicht nur zu jenem Zeitpunkt und nicht nur in Tanglin, sondern viel weiter ausgreifend in Raum und Zeit: bis hin zu Ihnen, Tausende von Meilen weit fort, bei Ihrer Lektüre im Bett oder in einem Liegestuhl auf dem Rasen, oder zu mir, der ich am Tisch sitze und dies schreibe.

## 2

Alles in allem hatten die Blacketts, 1937 in Singapur, guten Grund, mit ihrem ruhigen und immer wohlhabenderen Leben zufrieden zu sein. Nur ein- oder zweimal in den beiden Jahrzehnten seit dem Weltkrieg waren Dinge vorgefallen, die an ihrem Seelenfrieden gerüttelt hatten, und auch da hätte man nicht sagen können, dass es wirklich etwas von Bedeutung war. Sicher, ihre ältere Tochter Joan hatte Anstalten gemacht, sich mit unpassenden jungen Männern einzulassen ... aber das sind die Dinge, auf die jede Familie mit heranwachsenden Kindern gefasst sein muss.

[...]

Ende September 1940 brachte auf einer Gartenparty, die sie für eine große Gesellschaft aus den einflussreichsten Kreisen der Kolonie gaben, ein weiterer Zwischenfall Unruhe in das beschauliche Leben der Blacketts. Joan schleuderte ganz unvermittelt einem der Gäste ein Glas Champagner ins Gesicht. Das Opfer war ein junger Offizier aus dem Büro des amerikanischen Militärattachés, Captain James Ehrendorf. Zum Glück war er allerdings mehr oder weniger ein Freund der Familie und schien geneigt, kein großes Aufheben zu machen.

Der Erfolg dieser Gartenparty (für deren Termin man, nebenbei gesagt, den Geburtstag des alten Mr. Webb gewählt hatte) war wichtig für Walter Blackett und auch für seine Frau. Wichtig für Walter, weil sie der Auftakt zu einer ganzen Reihe gesellschaftlicher Ereignisse sein sollte, die er aus Anlass des Firmenjubiläums im kommenden Jahr plante. Webb & Company war 1891 in Rangun gegründet worden, und die erste Niederlassung in Singapur war bald darauf hinzugekommen. Zwölf Monate lang sollte dieses Jubiläum begangen werden, mit mehreren Gartenpartys, mit Feuerwerken, mit Ausstellungen, in denen präsentiert wurde, was Blackett & Webb an Dienstleistungen und Waren alles zu bieten hatte, und ihren Höhepunkt sollten die Feierlichkeiten am Neujahrstag 1942 in einem jener grandiosen Umzüge finden, wie sie die Chinesen in Singapur so sehr liebten. Der Kriegsausbruch in Europa hatte eine Zeit lang Zweifel an diesen Plänen aufkommen lassen, doch aus dem Gouverneurspalast gab man ihnen zu verstehen, dass den Kräften dort

aus Propagandagründen durchaus daran gelegen war, dass sie weitermachten, als Gegengewicht zum Dauerbombardement antibritischer Tiraden, das aus Tokio kam. Man fand, dass gar nichts besser den Nutzen britischer Herrschaft versinnbildlichen konnte als das fünfzigjährige Jubiläum eines der großen Handelshäuser von Singapur mit dem gewaltigen Zuwachs an Wohlstand, den es, zum Wohle aller, der Gemeinschaft beschert hatte. Was Sylvia Blackett anging, so fand diese Gartenparty zu einem Zeitpunkt statt, zu dem ihre einzigen ernstzunehmenden Rivalen in den besseren Kreisen der Kronkolonie abwesend waren (der Gouverneur und Lady Thomas waren zu einer achtmonatigen Europareise aufgebrochen), und sie konnte davon ausgehen, dass, wenn diese Party ein Erfolg wurde, ihre ohnehin schon gute gesellschaftliche Stellung ein für allemal gesichert war.

Die Blacketts lebten in einem prachtvollen alten Kolonialhaus von einem Typ, den man nur selten in Singapur fand, einem Backsteinhaus, das gut seine siebenzig Jahre alt sein musste. Die Reihen dicker weißer Säulen, auf die sich die Balkons des oberen Stockwerks stützten, gaben gemeinsam mit den geschwungenen Treppen, wie sie beiderseits des Säulenvorbaus dahinflossen wie Sahne vom Rand eines Krugs, dem Bau etwas Klassisches, ja beinahe etwas von einem Gerichtshaus, vermittelten aber zugleich auch einen Eindruck des Entspannten, Bequemen, ja Sinnlichen. Dies wurde noch betont durch den üppigen bunten Garten, zu dem die beiden Treppen sich ergossen. Hier plätscherten Brunnen auf frisch gemähten aquamarinblauen Rasenflächen, flankiert von leuchtenden Lackbäumen. Dahin-



ter, jenseits der einen akkurat getrimmten Hecke, lag der Tennisplatz, hinter der anderen führte der Weg zum Orchideenhaus; mitten in der größten Rasenfläche befand sich der Swimmingpool, dessen blaugrünes Wasser, das glitzernde Flecken aus reflektiertem Sonnenlicht zu den Fenstern der Schlafzimmer oben mit ihren weißen Läden warf, einfach nur eine flüssig gewordene Fortsetzung des Wassers schien. Jenseits des Schwimmbeckens führte ein von Pilinussbäumen – je nach Reife mit weißen Blüten oder blauschwarzen Früchten – beschatteter Weg zu einer noch farbenprächtigeren Wildnis aus erlesenem Buschwerk. Der, der diesen Garten angelegt hatte, hatte der echten, eher bedrückenden Vegetation der Tropen entkommen und einen hellen, bunten, leuchtenden Garten schaffen wollen, die Tropen, wie ein Kind sie sich vorstellt. Rosa Kräuselmirten und afrikanische Malven drängten sich neben den weißen Narissenblüten des Hundsgifts und dem unglaublichen Scharlach des indischen Korallenbaums, und dahinter ein stilles Orchester der Farben: Kassie, Rambutan, Meerrettich, Brownea, weiß- und malvenblütige Nachtschatten, bis einem der Kopf davon schwirrte. Schmetterlinge, manche so groß wie Handteller, gaukelten auf aprikosenfarbenen, grünen oder zimtbraunen Flügeln durch die parfümschwere Luft von Blüte zu Blüte. Mrs. Blackett mied allerdings jetzt diesen Teil des Gartens, so strahlend und bunt er auch war. Ihr schwindelte vom süßen, schweren Duft der Blüten. Außerdem grenzte dieser schillernde schattige Hain an das Gelände der Mayfair Rubber Company, und sie fürchtete sich vor dem Anblick des alten Mr. Webb, wie er nackt durch seinen Garten spazierte, seine Rosen

mit der Rebschere stutzte oder überhaupt gottweißwas dort machte.

Auch bevor Joan Captain Ehrendorf den Sekt ins Gesicht geschüttet hatte, war Mrs. Blackett bewusst gewesen, dass sie all ihr Geschick als Gastgeberin aufbieten musste, um die Art von Katastrophe zu verhindern, über die an Orten wie Singapur noch Jahre später geredet wird; und zwar deshalb, weil Walter, ohne sie zu fragen, General Bond eingeladen hatte, den kommandierenden General von Singapur, und sie selbst hatte, ohne Walter zu fragen, Generalleutnant Babington eingeladen, den Oberkommandierenden für die Luftstreitkräfte im Fernen Osten. Gerüchte über die Rivalität der beiden machten in der Kolonie schon eine ganze Weile die Runde. Die unverhohlene Abneigung des Generals gegenüber dem Generalleutnant wurde nur noch von der Verachtung übertroffen, die Letzterer gegenüber dem Ersteren an den Tag legte, und beides wurde auf beiden Seiten wie auf den Wänden eines Spiegelsaales reflektiert im Betragen der Horden von Helfern und Untergebenen, die ganz in der Aufgabe aufgingen, ihre jeweiligen Kommandanten nachzuäffen. Generalleutnant Babington, wurde einem mit wissender Miene an allen Theken der Stadt versichert, war zerfressen vor Neid darüber, dass sein Rivale als kommandierender General von Singapur automatisch Mitglied des Kolonialrats war, was ihm den Titel »Seine Exzellenz« verschaffte, und er selbst war es nicht, obwohl sein eigenes Reich, der Ferne Osten, unendlich viel größer war. Jetzt plauderte einer dieser beiden Herrn mit seinem Offiziersstab am Tennisplatz, der andere, seinerseits um-

ringt von Untergebenen, hielt beim Orchideenhaus Hof, und bisher hatten beide noch nicht bemerkt, dass ihre Widersacher ebenfalls auf der Party waren. Es lag auf der Hand, dass schon ein Wunder geschehen musste, damit sie sich nicht begegneten. Oh, Mrs. Blackett dachte bitter an die Regel zurück, die sie vor so vielen Jahren aufgestellt und bisher stets strikt befolgt hatte, und zwar, dass sie in ihrem Haus kein Militär haben wollte. In ihrem Haus! Jetzt, wo in Europa Krieg herrschte, hatte sie immerhin so weit nachgegeben, dass sie die Regel wörtlich auslegte und gestattete, dass sie in den Garten kamen. Was wünschte sie nun, sie hätte das nicht getan! Und jetzt sah es zu allem Überfluss auch noch so aus, als wolle ihre Tochter eine Szene machen.

Mrs. Blackett hatte sich angenehm mit einem Mitglied des Lokalparlaments unterhalten. Dieser Gentleman hatte ihr beschrieben, wie die Japaner ins nördliche Indochina eindringen, ohne dass die Franzosen Widerstand leisteten. Warum leisteten sie keinen Widerstand? hatte sie sich höflich erkundigt, war in Wirklichkeit allerdings mehr mit der Frage beschäftigt, ob Generalleutnant Babington wohl in den Orchideengarten gehen würde. Weil die Deutschen Druck auf die Vichyregierung ausübten, erklärte er. Und dann hatte ganz unvermittelt Joan einem ihrer Gäste Champagner ins Gesicht geschüttet.

»Die großsasiatische Wohlstandssphäre – erklären Sie mir das!«, rief Mrs. Blackett entsetzt. Der verblüffte Gentleman erläuterte ihr, es handle sich um eine Art Propagandakampagne der Japaner, die eine wirtschaftliche Hoheit über eine Reihe von Staaten des Fernen Ostens anstrebten.

»Oh«, sagte Mrs. Blackett, nun schon wieder gefasster.

Aus irgendwelchen Gründen lächelte Joan. Sogar als sie Captain Ehrendorf den Sekt ins Gesicht geschüttet hatte, hatte sie gelächelt, wenn auch recht angespannt. Es war, das musste man zugeben, nicht mehr allzuviel in dem Glas gewesen, aber doch genug, um sein gutaussehendes, freundliches Antlitz zu benetzen, genug, dass sich Tröpfchen an seinem Kinn sammelten und Flecken auf seiner rehbraunen Uniform verursachten. In seinem eigenen Lächeln hatte er nur einen kurzen Augenblick lang innegehalten, dann war es wieder da, wenn auch seine Miene nun eine Spur Überraschung zeigte. Er zog ein Taschentuch hervor und wischte sich das Gesicht sorgfältig ab; besonders aufmerksam betupfte er das dünne Bärtchen über seiner Oberlippe. Mit der anderen Hand nahm er Joan behutsam beim Arm und führte sie ein wenig tiefer in den bläulichen Lackbaumschatten, in dem sie gestanden hatten. Es war ein Glück gewesen, dass sie ganz am Rand der Rasenfläche standen, und anscheinend hatte außer Mrs. Blackett niemand den Vorfall bemerkt. Joan schüttelte die dirigierende Hand von Captain Ehrendorf ab, und nun standen sie wieder still.

»Wenn Sie sich für Indochina interessieren«, sagte Mrs. Blackett munter doch energisch zu dem Gentleman vom Lokalparlament, »dann müssen Sie ein Wort mit François Dupigny reden, der gerade erst vor zwei Tagen mit Général Catroux von dort entkommen ist ... beide mit nicht mehr als dem, was sie am Leibe trugen. Sie finden ihn am Tennisplatz.« Mit diesen Worten ließ sie den Gentleman, der reichlich verdutzt dreinblickte, stehen und begab sich in Richtung der Lackbäume.

Sie trat hinzu und stellte fest, dass Joan und Ehrendorf ganz entspannt über die Band plauderten, Sammy and his Rhythmic Rascals – Sammy und seine rhythmischen Rabauken –, die nicht weit von ihnen spielte, auf ihrem Platz am Pool. Diese Band, eine gewagte Neuerung, die auf das Konto ihres Sohnes Monty ging, war ebenfalls Quell beträchtlicher Besorgnis gewesen, denn sie befürchtete, man werde ihre Anwesenheit vulgär finden. Captain Ehrendorf, mit sympathischen Lachfältchen um die Augen, versicherte ihr, die Band komme großartig an, und er habe, glaube er, sogar gesehen, wie der auf Hochglanz polierte Schuh von General Bond sich im Rhythmus gewiegt habe. Fest stand jedenfalls, dass der General sich in Richtung Pool bewegt hatte ... aber es mochte auch sein, dass er ein Auge auf die Badenixen geworfen hatte, die in dem blaugrünen Wasser unterhalb des für die Kapelle errichteten Podests wie Delphine sprangen und ihre Kreise zogen; auch das war Montys Idee gewesen – dass man die ansehnlicheren unter den jüngeren Gästen zum Baden ermuntern solle. Mrs. Blackett, entsetzt, weil dies das erste Anzeichen dafür war, dass General Bond den vergleichsweise sicheren Orchideengarten verlassen hatte, blickte hinüber zur Band, deren Blechinstrumente im spätnachmittäglichen Sonnenlicht geradezu schmerzhaft strahlten, und sah, wie vier chinesische Saxophonisten in scharlachroten Blazern und weißen Hosen sich in der hinteren Reihe wie auf Kommando erhoben, ein paar Takte spielten und wieder abtauchten. »Ich muss sofort Walter suchen«, dachte sie bei sich. Zugleich überlegte sie, ob sie sich die Szene zwischen Joan und Ehrendorf nicht womöglich eingebildet hatte. Aber

ein Blick auf Ehrendorfs Uniform bestätigte ihr sogleich, dass sie dies nicht hatte: Es blieben immer noch ein paar dunklere Flecken auf dem hellen Tuch, obwohl sie nun in der Hitze rasch schwanden.

»*A nightingale sang in Berkely Square*«, säuselten vier der Rhythmischen Rabauken, die Arme einander um die Schultern gelegt und die Köpfe ganz nahe am Mikrofon. »*I know 'cos I was there ...*«

Mrs. Blackett entdeckte mit Erleichterung Walter zwischen den Gästen nicht weit vom Pool. »Und ihr seid *sicher*, dass die Leute sie nicht vulgär finden?«, fragte sie, in Gedanken schon anderswo, und noch einmal mussten die jungen Leute es ihr bestätigen.

»*Was* hat sie mit Jim Ehrendorf gemacht?«, fragte Walter ein paar Minuten später. Er hatte seinen Platz am Pool verlassen und stand nun an der Balustrade, da wo die beiden Treppen sich unterhalb des Portikus trafen und von wo aus er eine gute Aussicht über das ganze Geschehen hatte. Von hier beobachtete er schon eine ganze Weile finster, wie General Bond und seine Stabs-offiziere wie eine kleine Schafsherde, Stöckchen unter dem Arm, friedlich an ihren Cocktails grasend, immer näher in Richtung Tennisplatz zogen, dahin wo Generalleutnant Babington und seine Wolfsmeute lauerten.

»Ich sehe schon, ich muss mit der jungen Dame mal ein ernsthaftes Wörtchen reden!« Aber mit den Augen blieb Walter doch bei den grasenden Offizieren dort unten.

Es war nämlich so, dass Walter ein wenig mehr als die meisten anderen in Singapur über die Gründe für die Rivalität zwischen den beiden Kommandanten wusste. Die Frage, über der sie sich entzweit hatten, war die

folgende: Wie sollten die malaiischen Besitzungen verteidigt werden? Und vor allem: von wem? Generalleutnant Babington, berauscht von den fanatischen Doktrinen des Luftwaffenministeriums, war der Überzeugung, dass nur die Royal Air Force dieser Aufgabe gewachsen war. General Bond hingegen fand, wie es jeder bodenständige Mann der Army gefunden hätte, dass man sich nicht auf Flugzeuge verlassen, deren Nutzen hypothetisch war, sondern dass die Armee sich der Sache annehmen sollte. Und jetzt hatte es sich zu seinem Leidwesen so ergeben, dass die Exponenten der beiden Seiten auf seiner Gartenparty zusammenkamen!

»Hast du sie gefragt, was zum Teufel sie sich dabei gedacht hat, unsere Gäste mit Sekt zu beschütten?«, fragte Walter mit einer ärgerlichen Miene, die auch gleichzeitig dazu diente, den Bischof von Singapur zu entmutigen, der vom Rasen her lächelnd grüßte und womöglich im Begriff war, auf einen Plausch heraufzukommen.

»Du weißt doch, wie eigensinnig Joan ist. Es sind ihre Nerven, genau wie bei mir.« Mrs. Blackett hob hilflos die Schultern.

»Wir können ein solches Betragen nicht dulden«, brummte Walter. »Dazu ist Singapur zu klein. Kann natürlich sein, dass es nichts zu bedeuten hat.« Aber besorgniserregend war es doch. Warum hatte sie das getan?

Nach und nach war er zu dem Schluss gekommen, dass seine ursprünglichen Sorgen, Joan könne jemand Unpassenden heiraten, unbegründet gewesen waren. [...] Die Verheiratung einer Tochter war eine Angelegenheit, die eine Menge Aufmerksamkeit erforderte, ob man es nun mochte oder nicht.

Die Band machte nun eine Pause, und seine Frau war hinuntergegangen, um den Rhythmischen Rabauken zu sagen, sie sollten doch bitte den Speichel aus ihren Musikinstrumenten nicht in den Pool schütten. Eine Wolke war vor die Sonne gezogen, und auch wenn es dadurch nicht kälter geworden war, schien es doch, als habe ein leichtes Frösteln die Gartengesellschaft erfasst, ein Gefühl drohenden Unheils, wenn es auch vielleicht nur in Walters Fantasie bestand.

Walter, die Ellenbogen auf das steinerne Geländer gestützt, Kinn in der Hand, blickte versonnen auf seine schnatternden Gäste, halb mit den Heiratsaussichten seiner Tochter beschäftigt, halb hypnotisiert vom Hin und Her der Sonnenstrahlen, reflektiert im Pool, der immer noch sanft schwappte, auch wenn die letzten Badenixen, in Mäntel gewickelt und von Monty eskortiert, nun auf dem Weg zum Umkleidepavillon waren. Walter selbst ging nur selten schwimmen, und nie in der Öffentlichkeit; er schämte sich ein wenig wegen der Haare, so dick, dass es schon beinahe Borsten waren, die aus unerfindlichen Gründen beschlossen hatten, in einer schmalen Linie über die ganze Länge seines Rückgrats zu sprießen, vom Nacken bis zum Steißbein. Diese Borsten hatten eine Tendenz, sich bei Wut aufzustellen, manchmal sogar in Augenblicken ehelichen Beisammenseins. Seine Frau hatte ihm einmal gestanden, dass sie auf ihrer Hochzeitsreise jede Nacht vom selben Traum heimgesucht worden war, einem Traum,

in dem ein Eber sie in die Tiefen eines Waldes geführt hatte; dort, auf einem Bett aus Laub, allein in dieser Einsamkeit, hatte das Tier sie bestiegen und mit seinem Grunzen die Stille des Waldes erfüllt. Walter hatte es damals mit einem Schulterzucken abgetan, aber der Traum seiner Frau hatte ihn doch gekränkt. Sicher, er hätte seinen Spaß an einem Bad mit den Freunden haben können, wenn er einen altmodischen Badeanzug mit Halsteil und Ärmeln genommen hätte statt einem mit knappen, viel zu freizügigen Trägern. Doch auch auf seine Kleidung war Walter stets peinlich bedacht.

Eine Kamera klickte. Abrupt wandte Walter sich ab, im Bewusstsein, dass gerade jemand eine Aufnahme von ihm gemacht hatte. Er winkte einen groß gewachsenen, recht kummervoll dreinblickenden Mann in den Fünfzigern heran, der eben vorüberkam. Diesen Mann, Major Brendan Archer, hatten die Blacketts drei oder vier Jahre zuvor durch eben den François Dupigny kennengelernt, der Walter seinerzeit so wertvollen Ratsschlag in der Frage gegeben hatte, wie Joan aus den Klauen ihres unpassenden jungen Mannes zu befreien war. Major Archer – er war Zivilist, hatte aber seinen Dienstrang behalten, als Andenken an den Weltkrieg, nahm Walter an – hatte sich mit den Blacketts angefreundet, und auch mit dem alten Mr. Webb. Dem alten Herrn hatte es das schwermütige, doch aufrechte Wesen des Majors angetan, so sehr sogar, dass er ihm das unerhörte Kompliment gemacht und ihm eine Partnerschaft in der Mayfair Rubber Company, seinem Spielzeug, angeboten hatte, allerdings wohl eher, weil er gern jemanden haben wollte, mit dem er reden konnte,

als weil ernsthaft Arbeit zu delegieren war. Wie dem auch sei, der Major hatte offenbar nichts Besseres zu tun gehabt und hatte kurz darauf einen kleinen Bungalow auf der anderen Straßenseite bezogen. Walter war diese Entwicklung nur recht. Der Major war ein diskreter und vernünftiger Bursche, auch wenn leider ein wenig antriebslos. Er war genau der Richtige, um ein Auge auf den alten Mr. Webb zu halten, der im Laufe der Jahre immer wunderlicher geworden war. Es war nicht nur das Vegetariertum und die Angewohnheit, splinternackt seine Rosen zu schneiden: Neuerdings lud Mr. Webb gelegentlich junge Chinesen beiderlei Geschlechts zu nackter Gymnastik und Leibesübungen ein, um »ihren Körper zu kräftigen«. Allerdings war nichts Anzügliches oder Geheimbündlerisches daran, auch wenn Walter gehört hatte, die wenigen jungen Frauen, die Mr. Webb dafür hatte rekrutieren können, seien erst nach dem Einsatz von Geldmitteln bereit gewesen, ihre Körper zu kräftigen. Mr. Webb war einfach nur überzeugt, dass China, wenn es je wieder zu seiner alten Größe aufsteigen und sich aus dem zersplitterten, heruntergekommenen Zustand befreien wollte, in den das Land geraten war, dies nur mit geistiger und körperlicher Ertüchtigung erreichen konnte, und mit einer großen Portion Gemüse. Aber es war schon traurig, ihn so dahinschwinden zu sehen, beunruhigend auch, und sei es nur, weil Mr. Webb nach wie vor einen beträchtlichen Teil des Vermögens der Firma besaß. Walter konnte sich nicht ganz darauf verlassen, dass Mr. Webb nicht noch drastische Änderungen an seinem Testament vornahm, jetzt, nach der bedauerlichen Entfremdung von seinem Sohn Matthew. Das machte ihm Sor-

gen. Das wollte beobachtet sein. Und beim Beobachten würde der Major ihm helfen.

Walter und der Major spazierten im Schatten des Vorbaus auf dem Rasen auf und ab und diskutierten die Entwicklung des Krieges in Europa; zugleich behielt Walter seine Gäste im Auge, für den Fall, dass es Ärger gab. Nicht lange, und das Gespräch wandte sich den Feiern zum Blackett & Webb-Jubiläum zu; Walter wünschte sich, dass der Major eine aktivere Rolle bei der Vorbereitung des großen Umzugs übernahm, in dem die Feierlichkeiten ihren Schluss- und Höhepunkt erreichen sollten. Der Major war genau die Art von gewissenhaftem Menschen mit genügend Zeit, bei der man sich in der Regel darauf verlassen kann, dass sie sich für eine derartige Aufgabe freiwillig meldet – ein Ball für wohltätige Zwecke, ein Picknick zugunsten des Waisenhauses, Wir-kaufen-einen-Bomber-für-Britanien und dergleichen. Aber aus irgendeinem Grunde schien er es heute mit der Meldung nicht eilig zu haben.

Das Jubiläum eines großen Handelshauses wie Blackett & Webb lässt sich keineswegs so leicht vorbereiten wie man sich vielleicht denken mag. In welcher Form man die Feierlichkeiten gestalten sollte, ist eine heikle Frage, und mit Sicherheit eine, die Walter und den Firmenvorstand ausgiebig beschäftigt hatte. Sie hatten sich nach Präzedenzfällen in der Geschichte Singapurs umgeschaut, doch mit wenig Erfolg; das ist eben die Strafe, wenn man der Erste seiner Art ist: Es gibt niemanden, den man sich zum Vorbild nehmen kann. Sie hatten an die Feiern zum Kronjubiläum 1935 zurückgedacht. Damals hatte jedes Bankhaus in Singapur seine Säulen in Rot, Weiß und Blau gehüllt. Selbst

die Yokohama Specie Bank am Ende der Battery Road neben Robinson's, erinnerte Walter sich, war mit Girlanden in den britischen Farben geschmückt gewesen. Auch die R.A.F. hatte mitgemacht: um ihre Schlagkraft zu demonstrieren hatte sie ein auf dem Padang errichtetes Ziel bombardiert und in Brand gesetzt. Vielleicht konnte man die Lufwaffe dazu bringen, etwas für Blackett & Webb zu bombardieren?

Aber am Ende hatten sie diese hochfliegenden Projekte aufgeben müssen, wegen des Kriegs in Europa. Es wäre wohl kaum angemessen gewesen, großartige Feiern zu veranstalten, wenn ihre Londoner Aktionäre zur gleichen Zeit um ihr Leben kämpfen mussten. Und so waren sie gezwungen, sich auf Gartenpartys, Feuerwerk und den Umzug zu beschränken. Und Letzteres war es, fanden Walter und sein Direktorium, was am ehesten Gelegenheit bot, etwas wirklich Außergewöhnliches auf die Beine zu stellen, etwas, das den Leuten in Singapur im Gedächtnis bleiben würde, gleichsam als Inbegriff des Handels und der britischen Tradition in der Kolonie, die gemeinschaftlich das Wohl aller Rassen mehrten.

Nach einigem Nachdenken war ihnen ein Motto für die Parade eingefallen: »Beständigkeit im Wohlstand«. Geplagt von der japanischen Propaganda, dass die weiße Rasse ihre asiatischen Untergebenen ausbeute wie Sklaven, hatte die Kolonialregierung diese Idee begeistert aufgenommen und sogar angeregt, an der Parade sollten nicht nur die Chinesen, sondern auch andere Rassen teilnehmen. Mit ein paar Europäern dabei werde es viel weniger nach einer Revue von Sklaven zur Belustigung ihrer Herren aussehen; und die Europäer

sollten sich nicht auf monarchische oder heroische Themen beschränken, sich auf einem Thron präsentieren oder dergleichen: Sie sollten, wo es angebracht war, vor der staubigen Anonymität zu Füßen des Drachens nicht zurückschrecken. Allerdings wollte man gern dulden, dass der alte Mr. Webb, wenn er sich zur Teilnahme überreden ließ, im letzten Wagen auf einem Thron des Wohlstands sitzen sollte. Denn wer konnte besser als Mr. Webb, der Firmengründer, mit seiner rüstigen, würdigen Erscheinung Ausdruck von Beständigkeit sein?

Vor seinem geistigen Auge sah Walter eine großartige Prozession aus Drachen, Bildnissen und Festwagen, allesamt Symbole des wirtschaftlichen Erfolges von Blackett & Webb, zum Stampfen der Blaskapellen und dem Knattern von Knallfröschen durch Chinatown ziehen, dann – inzwischen wäre es dunkel geworden – mit flammenden Fackeln den Hügel hinauf und am Haus des Gouverneurs vorbei, wo Sir Shenton Thomas von der Veranda aus die Parade abnehmen würde. Ein Triumphzug wie zu Römerzeiten! Und doch musste er zugeben, dass bisher die Reaktion derjenigen Europäer, die er gefragt hatte, ob sie bereit wären, an einer demokratischen »Parade aller Nationen« teilzunehmen, ihm nicht gerade Mut gemacht hatte. Nicht dass Walter erwartet hätte, dass sie sich mit Begeisterung auf die Gelegenheit stürzten ... aber man hätte doch, jetzt wo Krieg herrschte, in Europa, wenn auch nicht hier draußen, mit etwas mehr Unterstützung gerechnet. Nachdem er dies dem Major auseinandergesetzt hatte, hielt Walter kurz inne; er wollte ihm Zeit für die Freiwilligmeldung lassen, entweder zum Organisationskomitee oder auch zur Parade selbst. Doch der Major beschränkte sich,

obwohl er immerhin einen bedrückten Eindruck dabei machte, auf ein Räusperrn und fuhr sich schweigend mit dem Finger über den Schnurrbart.

»Es ist natürlich nicht zwingend notwendig, dass bei der Parade Europäer dabei sind. Halbeuropäer würden genügen, und wir könnten ihr Gesicht mit Kreide weiß machen, wenn es sein muss. So ein Umzug ist schließlich etwas Symbolisches, da muss nicht alles echt sein. Wir brauchen allerdings Europäer, die bei der Organisation helfen.« Wieder machte Walter eine Pause, und wieder befeuerte der Major seinen Schnurrbart und blieb still.

»Absolut unverzichtbar«, versicherte Walter energisch, denn er spürte, dass der Major weich wurde.

»Nun, ich nehme an ...«, hob der Major widerstrebend an, doch das war der Augenblick, in dem ihn ein Zeitungsreporter rettete, ein Mischling in schlecht sitzendem weißem Anzug, gekommen, um Walter zu seiner Firma zu befragen. Mit Notizbuch und Bleistift in der Hand reihte sich der Reporter – ein Mann der *Straits Times* – in den Schritt der beiden, wie sie auf und ab promenierten, ein. Walter unterbrach für den Augenblick seine Attacke auf den Major und erzählte stattdessen in wohlgesetzten Worten von den frühen Tagen der Firma.

Als Walter im Jahr 1930 die Führung von Blackett & Webb ganz übernommen hatte, mitten in der Weltwirtschaftskrise, waren die Schwierigkeiten, mit denen er zu kämpfen hatte, enorm gewesen. Er persönlich war allerdings der Ansicht, dass gerade der katastrophale Rückgang der Geschäfte ihm Gelegenheit gegeben hatte, seine Begabung unter Beweis zu stellen.

»Wenn die Geschäfte gut gehen«, erklärte er, eher an

den Major als an den Reporter gerichtet, »kann jeder erfolgreich sein – da lässt sich kein großer Schaden anrichten, egal was man macht. Erst in der Krise merkt man, wo mit einem Unternehmen etwas nicht stimmt.«

»Vorstandsvorsitzender meistert Startschwierigkeiten«, schrieb der junge Mann von den *Straits Times* im Gehen in sein Notizbuch.

Angesichts der verschlungenen Entstehungsgeschichte von Blackett & Webb war der Aufbau der Firma, die Walter vor dem Untergang retten sollte, so unglaublich kompliziert gewesen, dass der Verstand eines gewöhnlichen Sterblichen daran gescheitert wäre. Doch Walter tat, als sei nichts dabei gewesen, und versicherte, die wirklich goldene Zeit der Firma seien die ersten Unternehmungen seines Partners gewesen. Als der alte Mr. Webb im Jahr 1890 sein Geschäft aufmachte, war er nichts weiter als ein Händler für Kolonialwaren gewesen. Reis, Tee, Kopra, Gewürze, Ananas, sogar Opium waren in diesen Anfangstagen durch seine Hände gegangen. Und natürlich auch Menschen, denn wie jeder andere hatte er Kulis aus dem südlichen China nach Malakka und Java gebracht, in der Regel als Deckfracht. Aber hauptsächlich hatte er sich im Reis-handel in Burma betätigt. Dort waren gewaltige Gewinne zu machen, denn es gab Absprachen mit den anderen Händlern in Rangun, die dafür sorgten, dass die Preise, die an die Bauern gezahlt wurden, niedrig blieben. Dieser Handel war allerdings nicht ohne Risiko, mit Termingeschäften, die erfüllt sein wollten, und stets knappen Transportmöglichkeiten.

»Vielfalt an Handelsgütern ermöglicht glänzenden Start«, kritzelte der Reporter.

»Ja, das ist der Mann, mit dem Sie reden sollten«, rief Walter, als sein Blick auf den alten Mr. Webb in der Ferne fiel; er saß kerzengerade im Schatten drüben beim Orchideengarten, und auch noch so viele Jahre hatten ihm den Rücken nicht gekrümmt. Reihum gesellten sich die jüngeren Direktoriumsmitglieder von Blackett & Webb zu ihm, offenbar nach einem ausgeklügelten System, und wechselten ein paar Worte mit ihm. Manchmal, wenn ihm der Name eines jungen Mannes ins Ohr gebrüllt wurde, antwortete er: »Hab' Ihren Vater gut gekannt«, und ein ganz kleines Funkeln kam in seine stahlharten Augen. Aus einer gewissen Entfernung, von hinter einem blühenden Busch, wurde dies rituelle Hofhalten von einem ausgemergelten Individuum, dessen Schultern so rund waren, dass es, in Walters Augen zumindest, doch schon eher ein Buckel war, mit hämischer Miene verfolgt. Dies war der widerwärtige, hinterhältige Solomon Langfield, Leiter ihres Konkurrenten, der Firma Langfield & Bowser. Walter konnte zwar den alten Langfield nicht ausstehen, aber es hatte ihm trotzdem geschmeichelt, dass er die Einladung angenommen hatte: Offenbar war Langfields Neugier größer gewesen als der Wunsch, Blackett & Webb bei der Eröffnung ihrer Jubiläumsfeierlichkeiten zu schneiden – Feierlichkeiten, mit denen sie, wie der Lauf der Geschichte es wollte, seinen eigenen um ein oder zwei Jahre voraus waren. Walter nahm sich einen Augenblick Zeit, um die Freuden von Langfields Gesellschaft zu genießen, dann wandte er sich wieder den Reminiszenzen an seinen vormaligen Partner zu und erinnerte vergnügt an das Geschick, mit dem der alte Mr. Webb damals in den Anfangstagen, als hinter jeder



Ecke die Katastrophe lauerte, sein Geschäft geführt hatte. In Jahren zum Beispiel, in denen, was immer wieder vorkam, in Bengalen Hungersnot herrschte, konnten die Bauern in Burma ihre Ernte horten, denn sie wussten, dass die Händler entweder den geforderten Preis zahlen mussten oder die vereinbarten Mengen nicht liefern konnten. Doch nach und nach hatte sich die Lage für die Händler verbessert. Tamilische Geldverleiher, aus Indien herübergekommen, hatten sich im fruchtbaren Delta niedergelassen und die Bauern in Schulden verstrickt, bis ein Punkt gekommen war, an dem sie ihre Ernte auch dann nicht mehr um höherer Preise willen zurückhalten konnten, wenn das Gut auf dem Markt knapp war.

Der Major, der weiter in Walters Nähe geblieben war, machte eine finstere Miene. Er hörte es nicht gern, dass Leute in Schulden verstrickt wurden, selbst wenn es für einen noch so guten Zweck geschah. Doch Walter, den das Thema beflügelte, fuhr fort: »Verstehen Sie, die tamilischen Geldverleiher in Burma und in geringem Maße auch hier auf der malaiischen Halbinsel wirkten auf die Bauern wie Sattelseife auf Leder. Sie machten sie für unsere Zwecke geschmeidig. Natürlich entwickelten sich manche von den Tamilen – alles Leute aus der Kaste der Chetty – bei der Weiterverarbeitung zu Rivalen, aber das ließ sich nicht ändern. Hätte man den Bauern nicht beigebracht, ihre Waren gegen Geld zu verkaufen, statt sie zu tauschen (was in der Praxis natürlich bedeutete, dass man sie dazu verleitete, Schulden zu machen, die sie dann begleichen mussten), hätten sämtliche Händler im Armenhaus gesessen, auch Mr. Webb. Eine einzige schlechte Ernte und Termin-

geschäfte, sie wären erledigt gewesen!« Walter ließ seine blauen Augen vor gespielter Entsetzen hervorquellen.

»Fügsame Bauern bringen Reismarkt in Schwung.«

»Aber das ist entsetzlich«, murmelte der Major. »Ich meine, was ich sagen will, ich hatte ja keine Ahnung ...«

Es hatte eine Weile gedauert, bis die burmesischen Bauern vollständig unterdrückt waren, doch bis 1893 hatten die Kaufleute aus Rangun den Schlüssel zum Markt in ihren Besitz gebracht: die Kontrolle über die Reismühlen im ganzen Land.

»Auf der Stelle«, erklärte Walter und machte dabei eine Bewegung mit der Hand, als schlage er mit einem Hackbeil zu, »halbierten sie die Preise für Rohreis. 1892 zahlten sie 127 Rupien; 1893 waren es nur noch 77. Das nenne ich den Markt im Griff haben.«

Als Folge dieses gedrückten Preises hatten die ruinierten Bauern zu Tausenden das Land verlassen müssen. Das war schlimm für die Bauern, denn die meisten hatten harte Arbeit hineingesteckt, um das Land dem Dschungel abzurufen, aber für Mr. Webb und seine Kaufmannskollegen war es nur von Vorteil. Das Land ließ sich nun billiger bewirtschaften, durch den Einsatz von Saisonarbeitern, die bewährte »Arbeitsteilung«, die, da müsse der Major ihm doch zustimmen, so viel zum Wohlstand der Menschheit beigetragen habe. Vereinfacht ausgedrückt musste man nun nicht mehr einen Mann und seine Familie das ganze Jahr über ernähren, man konnte ihn für eine bestimmte Aufgabe anstellen, fürs Pflanzen oder Ernten. Die althergebrachten Dorfgemeinschaften wurden zerstört, und die Burmesen mussten beweglich werden, mussten reisen auf der Suche nach Saison- oder Kuliarbeit – eine weitaus effizien-

tere und profitablere Lösung aus Sicht des Plantagenbesitzers. »Aus dem Delta der Reisbauern war etwas geworden, was jemand ›eine Fabrik ohne Schornstein‹ genannt hat«, fasste Walter zufrieden zusammen und überlegte dabei, was der Major hatte, der bekümmert denn je dreinblickte.

»Moderne Methoden erhöhen Ausstoß. Bauern gehen auf Reisen.«

»Aber das ist entsetzlich!«, rief der Major, der seine Empörung nicht mehr im Zaum halten konnte. »Wir sollten uns schämen.«

Doch Walter achtete gar nicht auf ihn, denn das war noch nicht das Ende der Geschichte, ganz und gar nicht. Auch in späteren Jahren hatten die Händler immer wieder mit neuen Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt. Gewiss, die Burmesen waren um die Jahrhundertwende kaum noch mehr als Kulis, doch Inder und Chinesen, die einen besseren Begriff von westlichen Geschäftsmethoden hatten, waren dazu übergegangen, eigene Mühlen im Landesinneren zu bauen und Reis für den Export zu schälen, und hatten damit das Monopol der großen europäischen Mühlen in Rangun geschwächt. Als Blackett & Webb und die anderen europäischen Mühlenbetreiber 1920 wie üblich den Preis für Rohreis drücken wollten, gelang es ihnen nicht, und sie mussten sogar mehr zahlen (»Wieder wegen dieser verfluchten Termingeschäfte!«). Und so hatte Blackett & Webb sich im folgenden Jahr mit den anderen drei wichtigsten europäischen Häusern zum berühmten Bullinger-Pool zusammengeschlossen, um Ein- und Verkaufspreis zu harmonisieren.

»Nun, das war nichts Neues. Aber jemand ... fragen

Sie mich nicht wer! ... nutzte seinen Einfluss bei der Bahngesellschaft, und die Beförderung von *geschältem* Reis wurde teurer als die von Rohreis.« Walter glückte vor Vergnügen, als er an diese Heldentat zwanzig Jahre zuvor dachte. »Was war die Folge? Die Mühlen im Landesinneren konnten im Exportgeschäft mit denen in Rangun nicht mehr konkurrieren. Von da an lief wieder alles wie geschmiert!« Der Major schien etwas zu murmeln, aber man hörte nichts; er hatte sich die Hand an die Stirn gelegt.

»Was sagen Sie, Major? Beschwerden? Natürlich gab es Beschwerden! Die gibt es immer. Nationalisten brachten es 1929 im Lokalparlament zur Sprache. Aber das war beinahe zehn Jahre später; eine Untersuchung wurde angeordnet und führte zu nichts. Außerdem waren bis dahin weltweit die Preise zusammengebrochen und die Leute hatten andere Sorgen.«

»Reisfrachtpreis-Experten auf dem Abstellgleis«, kitzelte der Reporter hastig und unterdrückte ein Gähnen. Was habe Blackett & Webb zum Einstieg ins Kautschukgeschäft veranlasst? Er musste die Frage zweimal stellen, denn Walter musterte gerade seine Gäste, um sich zu vergewissern, dass weiterhin alles störungsfrei blieb.

Die Rhythmischen Rabauken hatten wieder zu spielen begonnen; diesmal war es »*Run, Rabbit, Run*«. Unten, nicht weit vom Pool, richtete einer der grasenden Militärs sich plötzlich auf, hob die Nase in die Höhe, als rieche er in der sanften Brise R.A.F.-Offiziere. Doch Babington und seine Männer waren immer noch in sicherer Entfernung beim Tennisplatz, mit dem Wind. Schon im nächsten Moment trank und plauderte der

Mann weiter wie zuvor, wenn auch ein wenig wach-samer; Kellner in weißen Jacken durchmaß den Herd und trugen Tablets mit Champagner und Gin Pahit. Joan und Ehrendorf standen beisammen, ein wenig ab-seits von den anderen Gästen. Joan hatte gerade ihr Glas einem Kellner hingehalten, der mit einer in eine weiße Serviette geschlagenen Champagnerflasche vo-rüberkam. War Ehrendorf tatsächlich ein wenig zurück-geschreckt, als sie das Glas hob, um es an die Lippen zu setzen, oder bildete Walter sich das ein?

Es treffe zweifellos zu, erklärte Walter und wandte sich damit wieder seinen Gesprächspartnern zu, dass Reis nur eines unter zahlreichen Produkten der Tropen gewesen sei, mit denen Blackett & Webb in den An-fangstagen der Partnerschaft gehandelt hatte. Aber Kautschuk war binnen Kurzem das wichtigste gewor-den. Die Jahre, in denen der alte Mr. Webb aktiv im Geschäft tätig gewesen war, etwa von 1880 bis zum Jahr 1930, hatten einen mächtigen Anstieg des Kapital-flusses aus Großbritannien in die Kolonien des Empire gesehen; dieses Kapital sollte von der hohen Rendite profitieren, die sich durch das reichlich vorhandene Land und vor allem durch die billigen Arbeitskräfte in den Kolonien erwirtschaften ließ. Schon vor dem Welt-krieg hatte Mr. Webb mit dem Erwerb von Plantagen begonnen, um eine gleichmäßige Versorgung mit den Waren, mit denen er handelte, sicherzustellen. Und es erwies sich, dass niemand besser in der Lage war, Nut-zen aus dem mit der Ausbreitung des Automobils ex-pandierenden Gummigeschäft zu ziehen als ein Händler, der sich bereits einen guten Ruf erworben hatte, je-mand wie Mr. Webb, dessen Integrität außer Frage

stand und dessen Firma schon Erfahrungen im Betrieb von Plantagen hatte. Ein solches Handelshaus hatte es nicht nötig, eigene Ressourcen zu riskieren (es war eine neue Industrie; die Nachfrage war vielleicht Schwan-kungen unterworfen), sondern konnte aus den großen Silberschatullen schöpfen, die in Großbritannien die Industrielle Revolution gefüllt hatte und in denen seit-her das Geld ungenutzt lag. Von da an war die Firma rasch gewachsen. Die nächsten Jahre hatten sie damit verbracht, Plantagen aufzubauen oder von anderen auf-gebaute zu erwerben und sie in London als Kautschuk-lieferanten zu lancieren, wobei sie das Ansehen von Blackett & Webb und die Beteiligung der Firma ge-nutzt hatten, um Investoren anzuziehen. Das hatte im Lauf der Jahre dazu geführt, dass sie nun eine beträcht-liche Anzahl kleinerer Kautschukplantagen verwalteten und als deren Agenten repräsentierten.

»Gummiboom puffert Finanzen der Firma trotz elastischer Nachfrage«, schrieb der Reporter, der in seine Aufgabe hineinwuchs.

Als die frühen Zwanziger kamen, war Blackett & Webb bereits mächtig genug, um europäischen Fir-men gezielt Aufträge zu verschaffen, als Gegenleistung dafür, dass diese Firmen sie zu alleinigen Agenten in Singapur machten. Schifffahrtslinien, die etwas vom Frachtgeschäft des Gummibooms abbekommen woll-ten, ließen sich im Fernen Osten von Blackett & Webb vertreten. Versicherungsgesellschaften, Hersteller von diesem und jenem, die auf der malaiischen Halbinsel oder in Holländisch-Ostindien Fuß fassen wollten, Bau- und Ingenieursfirmen auf der Jagd nach Kontrakten ... Im Nu repräsentierten sie alle erdenklichen Unterneh-

men in einem Einflussbereich, der von Singapur aus in alle Richtungen weit ausstrahlte, hatten Land und Leute kommerziell fest im Griff, eine Ressource von kaum vorstellbaren Ausmaßen. Und alles, vielleicht abgesehen von Ananas und dem Entrepotgeschäft, wuchs und gedieh. Blackett & Webb konnte zufrieden auf fünfzig Jahre Dienst an der Gemeinschaft zurückblicken.

»Wie heißen Sie, mein Junge?«

»Malcolm, Sir.«

»Sie sind ein heller Bursche, Malcolm«, sagte Walter großmütig. »Arbeiten Sie hart, dann werden Sie es noch weit bringen.«

»Danke, Sir.«

Die Musik war von Neuem verstummt. Die Rhythmischen Rabauken, erschöpft von der schwülen Hitze, hatten sich zurückgelehnt und genossen eine Pause. Walter war gerade etwas recht Merkwürdiges aufgefallen: Der alte Mr. Webb, für sich allein im Schatten, vorübergehend verlassen von den jüngeren Direktoriumsmitgliedern, saß nicht mehr kerzengerade, wie es sonst seine Art war, sondern war ziemlich jämmerlich zusammengesunken. Hatte der alte Bursche sich etwa am heutigen Festtag ein Gläschen zuviel genehmigt? Aber soweit Walter wusste, hatte er nie im Leben Alkohol angerührt. Wahrscheinlicher, dass er einfach zu müde war und sich die Aufregung sparte, wenn er allein war. Aber man hätte ihn nicht allein lassen sollen, gerade an einem Tag wie diesem.

Walter trennte sich vom Major und war im Begriff, zu seinem alten Partner hinüberzugehen, da sah er, dass an anderer Stelle die Dinge in gefährliche Bahnen gerieten. Einer der Stabsoffiziere hatte gerade mit Ge-

neral Bond gesprochen und offenbar vorgeschlagen, sie sollten doch einmal hinüber zum Tennis gehen, denn der General und seine Herde lenkten energisch ihre Schritte in diese Richtung. Aber sie waren immer noch ein Stück entfernt, als Generalleutnant Babington und seine Meute, die offensichtlich gerade den umgekehrten Entschluss gefasst hatten, sich den Orchideengarten anzusehen, plötzlich hinter der Hecke hervortraten. Beide Rivalengruppen blieben stehen und sahen einander finster an, die Haare gesträubt.

»O je«, murmelte Walter, schon unterwegs, um dazwischentreten. Doch wieder wurde er abgelenkt, diesmal durch einen erschrockenen Ruf von einem der Diener. Er konnte gerade noch sehen, wie der alte Mr. Webb aus seinem Sessel kippte und auf dem Rasen liegenblieb. Im selben Moment platschten die ersten Tropfen eines wie gerufenen Regenschauers auf den Rasen und zeichneten Ringe in den Pool, und so verzogen die Gäste sich, ohne dass sie Mr. Webbs Sturz bemerkt hatten. Lachend suchten sie sich ein Schutzdach, und Walter und der Major, zusammen mit einigen bestürzten Dienern, blieben zurück und trugen den alten Herrn ins Haus.

»O nein! Nicht auch noch ein Todesfall!«, stöhnte Mrs. Blackett in Gedanken. An diesem Tag ging aber auch alles schief. Ihre Party war kein Erfolg gewesen.





Chris Kraus, eine gescheiterte Künstlerin, die unaufhaltsam auf die 40 zugeht, lernt durch ihren Ehemann den akademischen Cowboy Dick kennen. Dick wird zu ihrer Obsession. Völlig überwältigt von ihren jäh Gefühlen, schreibt sie zunächst eine Erzählung über ihr erstes Treffen, dann verfasst sie Briefe, die sie nicht abschickt, und auch Sylvère, ihr Mann, wird Teil dieser Konzept-Menage-à-trois. Mal schreiben beide Dick gemeinsam, mal einzeln, doch während Sylvère irgendwann sein Interesse wieder verliert, verstrickt sich Chris immer mehr in die Fänge ihrer eigenen Begierde.

---

*Chris Kraus*, 1955 in New York City geboren, ist Filmemacherin und die Autorin von Prosa- und Sachbuchliteratur. *I love Dick* ist der erste Titel, der bei Matthes & Seitz Berlin erscheint. Sie lebt in Los Angeles.

---

Erscheint im März 2017  
Aus dem Englischen von Kevin Vennemann  
€ 22,00 (D) / € 22,70 (A) / sFr 27,90  
ISBN 978-3-95757-364-3

## Szenen einer Ehe

3. Dezember 1994

Chris Kraus (39), experimentelle Filmemacherin, und Sylvère Lotringer (56), College-Professor in New York, essen gemeinsam mit Dick \_\_\_\_\_, einem Bekannten Sylvères, in einer Sushi-Bar in Pasadena zu Abend. Dick ist Kulturwissenschaftler, kommt ursprünglich aus England und hat seinen Wohnsitz vor Kurzem von Melbourne nach Los Angeles verlegt. Chris und Sylvère haben Sylvères Forschungssemester in einer Hütte in Crestline verbracht, einer kleinen Stadt in den San Bernardino Mountains, etwa 90 Minuten außerhalb von Los Angeles. Weil Sylvère im Januar wieder unterrichtet, müssen sie schon bald nach New York zurückkehren. Während des Essens besprechen die Männer die jüngsten Entwicklungen postmoderner Theorie, und Chris, die keine Intellektuelle ist, bemerkt, dass Dick ihr wiederholt Blicke zuwirft. Dicks Aufmerksamkeit verleiht ihr ein Gefühl von Stärke, und als die Rechnung kommt, holt sie ihre Diners-Club-Kreditkarte hervor. »Bitte«, sagt sie. »Lasst mich bezahlen.« Im Radio wird für den San-Bernardino-Highway Schneefall angekündigt. Großzügig lädt Dick die beiden ein, die Nacht in seinem Haus in der Wüste des Antelope Valley zu verbringen, knapp 130 Kilometer von hier.

Chris will aus ihrer Paarhaftigkeit ausbrechen, also erwärmt sie Sylvère für den Nervenkitzel einer Fahrt in Dicks prächtigem und uraltem Thunderbird Cabrio. Sylvère, der einen Mustang nicht von einer Ente unterscheiden kann und dem sowieso alles egal ist, willigt ein, wenn auch irritiert. Gesagt, getan. Voller Sorge beschreibt Dick ihr äußerst ausführlich den Weg. »Beruhig' dich«, unterbricht sie ihn und lächelt. »Ich fahre dir einfach ganz dicht hinterher«, und das tut sie dann auch. Sie ist ein wenig angeheitert, gibt gleichmäßig Gas und fühlt sich an eine ihrer Performances mit dem Titel *Car Chase* erinnert, die sie mit 23 im St. Mark's Poetry Project in New York aufgeführt hat. Sie und ihre Freundin Liza Martin waren einem extrem gut aussehenden Porschefahrer ganz dicht und einmal quer durch Connecticut über den Highway 95 gefolgt. Irgendwann fuhr er auf einen Rastplatz, doch als Liza und Chris ausstiegen, rauschte er davon. Die Performance war zu Ende, als Liza auf der Bühne aus Versehen, aber in echt, Chris' Hand mit einem Küchenmesser durchstieß. Blut floss, und alle fanden Liza umwerfend sexy und gefährlich und wunderschön. Unter ihrem flauschigen, sehr knappen Top sprang ihr Bauch hervor, ihre Netzstrumpfhose riss am grünen Vinylminirock auf, und als sie sich zurückschwang, um ihren Schritt zu zeigen, sah sie wie die allerbilligste Hure aus. Ein Star war geboren. Niemand im Publikum fand Chris' blasenes anämisches Äußeres und ihren durchdringend starren Blick auch nur entfernt einnehmend. Wie hätte man auch? Eine Frage, die vorübergehend zurückgestellt worden war. Doch das hier war jetzt eine ganz andere Welt. Die Musikwunscheleitungen von 92.3 The

Beat brumnten. Los Angeles nach den Unruhen, eine auf Glasfasernerven gefädelt Stadt. Dicks Thunderbird befand sich immerzu irgendwo in Sichtweite, die beiden Fahrzeuge waren über das steinerne Flussbett des Highways hinweg auf unsichtbare Weise miteinander verknüpft, so wie John Donnes Augäpfel. Und diesmal war Chris allein.

Bei Dick zu Hause entfaltet sich die Nacht wie jener feuchtfröhliche Weihnachtsabend in Eric Rohmers Film *Meine Nacht bei Maud*. Chris bemerkt, dass Dick mit ihr flirtet. Seine unermessliche Intelligenz reicht weit über alle PoMo-Rhetorik hinaus und lässt eine sehr grundsätzliche Einsamkeit erkennen, die nur sie und er verspüren. Benommen erwidert Chris seine Blicke. Um zwei Uhr morgens spielt Dick ihnen ein Video vor, das im Auftrag des englischen öffentlich-rechtlichen Fernsehens entstanden war und in dem er als Johnny Cash verkleidet auftritt. Er spricht von Erdbeben und Aufständen und über sein rastloses Verlangen nach einem Ort, den er als Zuhause bezeichnen kann. Zwar formuliert sie sie jetzt noch nicht aus, doch Chris' Reaktion auf Dicks Video ist sehr komplex. Als Künstlerin findet sie Dicks Arbeit hoffnungslos naiv, sie hat jedoch ein Faible für bestimmte Formen schlechter Kunst. Für Kunst, die einen Einblick ermöglicht in die Hoffnungen und Wünsche ihres Schöpfers. Schlechte Kunst macht ihre Betrachter sehr viel aktiver. (Jahre später wird Chris begreifen, dass ihre Vorliebe für schlechte Kunst den starken Gefühlen entspricht, die Jane Eyre für Rochester empfindet, einem sehr durchschnittlichen, pferdegesichtigen Junkie: üble Burschen machen erfinderisch) Doch Chris behält diese Gedanken für sich. Weil sie

sich so gut wie nie in theoretischer Sprache ausdrückt, erwartet niemand allzu viel von ihr, und längst hat sie sich daran gewöhnt, sich ganz allein für sich und schweigend an vielschichtigen Komplexitäten zu berauschen. Chris' unausgesprochener Doppelsalto in Bezug auf Dicks Video führt dazu, dass sie sich sogar noch mehr zu ihm hingezogen fühlt. Sie träumt die ganze Nacht von ihm. Doch als Chris und Sylvère am nächsten Morgen auf dem Schlafsofa erwachen, ist Dick verschwunden.

4. Dezember 1994, 10 Uhr

Sylvère und Chris verlassen Dicks Haus, widerwillig und an diesem Morgen allein. Chris stellt sich der Herausforderung, jene Dankesnotiz zu improvisieren, die man zurücklassen muss. Sylvère und sie frühstücken bei International House of Pancakes in Antelope. Weil die beiden nicht mehr miteinander schlafen, erhalten sie ihre Intimität via Dekonstruktion aufrecht, d. h. sie erzählen einander alles. Chris erzählt Sylvère, dass sie glaubt, dass Dick und sie soeben einen Konzeptfick erlebt haben. Dicks Verschwinden am Morgen danach habe diese Erfahrung nur vollendet und ihr einen subkulturellen Subtext verliehen, den Dick und sie nun miteinander teilen. Sie fühlt sich an all ihre verschwommenen Einmalficks mit Männern erinnert, die bei der Tür hinaus waren, bevor sie die Augen öffnen konnte. Sie trägt Sylvère ein Gedicht von Barbara Barg zu diesem Thema vor:

*What do you do with a Kerouac  
But go back and back to the sack  
with Jack  
How do you know when Jack  
has come?  
You look on your pillow and  
Jack is gone ...*

Und dann war da noch die Nachricht auf Dicks Anrufbeantworter. Als sie am Abend zuvor ins Haus kamen, zog Dick seinen Mantel aus, goss ihnen Drinks ein und drückte auf die Wiedergabetaste. Die Stimme einer sehr jungen, sehr kalifornischen Frau setzte an:

Hi Dick, Kyla hier. Dick, e-es tut mir leid, dass ich dich immer wieder zuhause anrufe, und jetzt habe ich deinen Anrufbeantworter dran, und ich wollte nur sagen, dass es mir leid tut, dass gestern Nacht irgendwie nichts so richtig funktioniert hat, und – ich weiß, es ist nicht dein Fehler, aber ich glaube, dass ich dir eigentlich nur dafür danken wollte, dass du ein so netter Mensch bist ...

»Das ist mir jetzt ziemlich peinlich«, murmelte Dick auf sehr reizende Weise, während er die Wodkaflasche öffnete. Dick ist 46 Jahre alt. Bedeutet diese Nachricht, dass er am Ende ist? Und könnte er gerettet werden, falls er denn tatsächlich am Ende *ist*, indem er eine Konzeptromanze mit Chris einginge? War der Konzeptfick nur ein erster Schritt? Während der nächsten paar Stunden diskutieren Sylvère und Chris darüber.



4. Dezember 1994, 20 Uhr

Zurück in Crestline kann Chris nicht aufhören über diesen Abend mit Dick nachzudenken. Also beginnt sie eine Erzählung mit dem Titel *Abstrakte Romantik* zu schreiben, die von ihm handelt. Es ist ihre erste Erzählung seit fünf Jahren.

»Es begann im Restaurant«, beginnt sie. »Es war früher Abend, und wir lachten alle ein wenig zu viel.«

Immer wieder wendet sie sich in dieser Erzählung an David Rattray, weil sie überzeugt ist, dass Davids Geist während der Autofahrt letzte Nacht bei ihr war und ihren Pick-up-Truck über den gesamten Highway 5 vor sich her geschoben hat. Chris, Davids Geist und der Truck waren zu einer einzigen sich vorwärts bewegendem Einheit verschmolzen.

»Letzte Nacht habe ich mich so gefühlt«, schrieb sie an Davids Geist, »wie ich es bisweilen tue, wenn sich mit einem Mal ganz neue und wahnsinnig aufregende Aussichten aufzutun scheinen – dass du hier warst: ganz dicht neben mir geschwebt bist, irgendwo zwischen meinem linken Ohr und meiner Schulter, so verdichtet wie ein Gedanke.«

Sie dachte andauernd an David. Es war geradezu unheimlich gewesen, dass Dick, als hätte er ihre Gedanken gelesen, irgendwann mitten in dem versoffenen Gespräch der letzten Nacht ganz unvermittelt sagte, wie sehr er Davids Bücher verehere. David Rattray war ein verwegener Abenteurer gewesen und ein Genie und ein Moralist, der bis zum Augenblick seines Todes im Alter von 57 Jahren regelmäßig den unmöglichsten Schwärmereien erlag. Und jetzt spürte Chris, wie Da-

vids Geist sie dazu drängte, ihre eigene Schwärmerei zu begreifen und zu begreifen, wie der geliebte Mensch zu einer Warteschleife werden kann für all die zerfranstesten Enden sämtlicher Erinnerungen, Erfahrungen und Gedanken, die man in seinem Leben gehabt hat. Also begann sie Dicks Gesicht zu beschreiben, »blass und lebhaft, hohe Wangenknochen, rötliches Haar und tief-liegende Augen«. Während sie schrieb, behielt Chris sein Gesicht vor Augen, und dann klingelte das Telefon, und es war Dick.

Chris schämte sich schrecklich. Sie fragte sich, ob er nicht eigentlich für Sylvère anrief, doch Dick erkundigte sich gar nicht nach ihm, also blieb sie in der kratzenden Leitung. Dick rief an, um sein Verschwinden in der letzten Nacht zu erklären. Er war früh aufgestanden und nach Pearblossom rübergefahren, um sich ein paar Eier mit Speck zu holen. »Ich leide ein bisschen an Schlaflosigkeit, weißt du.« Als er nach Antelope Valley zurückgekehrt sei und festgestellt habe, dass sie weg waren, sei er ernsthaft überrascht gewesen.

An dieser Stelle hätte Chris ihm ihre eigene, weit-hergeholtete Interpretation der Dinge darlegen können: Hätte sie es getan, wäre diese Geschichte anders verlaufen. Doch die Verbindung war zu schlecht, und sie fürchtete sich ohnehin schon vor ihm. Fiebernd dachte sie darüber nach, ob sie ein nächstes Treffen vorschlagen sollte, tat es aber nicht, und dann legte Dick auf. Chris stand in ihrem provisorisch eingerichteten Büro und schwitzte. Dann rannte sie die Treppe hinauf nach oben, um Sylvère zu suchen.

5. Dezember 1994

Sylvère und Chris waren allein in Crestline und verbrachten den größten Teil der vergangenen Nacht (Sonntag) und dieses Morgens (Montag) damit, über Dicks Dreiminutenanruf zu sprechen. Warum eigentlich zieht Sylvère das alles überhaupt nur in Betracht? Möglich, dass Chris zum ersten Mal seit letztem Sommer wirklich lebendig und munter zu sein scheint, und weil Sylvère sie liebt, erträgt er es nicht, sie traurig zu sehen. Möglich, dass er mit seinem Buch über die Moderne und den Holocaust in einer Sackgasse gelandet ist, und dass es ihm davor graust, nächsten Monat an seine Lehrstelle zurückkehren zu müssen. Möglich, dass er pervers ist.

6. bis 8. Dezember 1994

Dienstag, Mittwoch und Donnerstag dieser Woche verstreichen undokumentiert, verschwommen. Falls wir uns richtig erinnern, verbrachten Chris Kraus und Sylvère Lotringer die Dienstage dieses Trimesters in Pasadena und unterrichteten dort am Art Center College of Design. Wollen wir versuchen, ihre Tage zu rekonstruieren? Sie stehen um acht Uhr auf, fahren den Hügel hinunter, auf dem Crestline liegt, holen sich in San Bernardino Kaffee, nehmen den Highway 215 bis zum Freeway 10 und sind dann eineinhalb Stunden unterwegs, bevor sie unmittelbar nach dem schlimmsten Verkehr in LA ankommen. Wahrscheinlich sprachen sie den größten Teil der Fahrt über Dick. Und doch müs-

sen sie, weil sie vorhaben, Crestline in weniger als zehn Tagen, am 14. Dezember, zu verlassen (Sylvère über die Feiertage nach Paris, Chris nach New York), auch kurz Logistisches besprochen haben. *Eine ruhelose Sehnsucht* ... Sie fuhren durch Fontana und Pomona, durch eine bedeutungslose Landschaft, der eine sehr uneindeutige Zukunft bevorstand. Während Sylvère seine Vorlesung über den Poststrukturalismus hielt, fuhr Chris hinüber nach Hollywood, um einige Pressefotos für ihren Film abzuholen und Käse bei *Trader Joe's* einzukaufen. Dann fuhren sie nach Crestline zurück und in Schleifen den Berg hinauf durch Dunkelheit und dichten Nebel.

Mittwoch und Donnerstag verschwinden. Ganz eindeutig wird es Chris' neuer Film nicht sehr weit bringen. Was soll sie als nächstes tun? Ihre ersten künstlerischen Erfahrungen hatte sie in den Siebzigern gemacht, als sie an einer Reihe verdrogter Psychodramen mitwirkte. Die Vorstellung, dass Dick eine Art Spiel zwischen ihnen vorgeschlagen haben könnte, ist unglaublich aufregend. Sie erklärt es Sylvère wieder und wieder. Sie fleht ihn an, Dick doch anzurufen und nach irgendeinem Hinweis zu bohren, dass er an sie denkt. Und falls er das tut, würde sie ihn anrufen.

Freitag, 9. Dezember 1994

Sylvère ist ein europäischer Intellektueller, der Proust unterrichtet und sehr bewandert ist in der Analyse aller zahllosen winzigen Einzelheiten der Liebe. Doch wie lange kann man einen einzigen Abend und einen

dreiminütigen Anruf auseinandernehmen? Sylvère hat bereits zwei unbeantwortete Nachrichten auf Dicks Anrufbeantworter hinterlassen. Und Chris hat sich in ein aufgekratztes Emotionsbündel verwandelt, das zum ersten Mal seit sieben Jahren sexuell erregt ist. Also schlägt Sylvère ihr am Freitagmorgen schließlich vor, dass sie Dick doch einen Brief schreiben solle. Weil sie sich schämt, fragt sie ihn, ob er ihm nicht auch einen schreiben möchte. Sylvère willigt ein.

Ist es normal, dass Ehepaare gemeinsam an *Billets-Doux* arbeiten? Wären Sylvère und Chris nicht derart militant gegen die Psychoanalyse, hätten sie diesen Moment wohl als einen Wendepunkt betrachtet.

Beweisstück A: Chris' und Sylvères erste Briefe

---

Crestline, Kalifornien  
9. Dezember 1994

Lieber Dick,  
es muss der Wüstenwind sein, der uns in jener Nacht zu Kopf gestiegen ist, vielleicht auch der Wunsch, das Leben ein wenig zu fiktionalisieren. Ich weiß es nicht. Wir sind uns erst ein paar Mal begegnet, doch ich mochte dich sofort und verspürte den Wunsch, dir näher zu sein. Obwohl wir völlig verschiedener Herkunft sind, haben wir beide versucht, mit unserer Vergangenheit zu brechen. Du bist ein Cowboy. In New York war ich zehn Jahre lang Nomade.

Lass uns also noch einmal auf jenen Abend bei dir zu Hause zu sprechen kommen: die herrliche Fahrt in

deinem Thunderbird von Pasadena an das Ende der Welt, ich meine nach Antelope Valley. Es war ein Treffen, das wir fast ein Jahr lang immer wieder verschoben hatten. Und das nun sehr viel wahrhaftiger war, als ich es mir vorgestellt hatte. Doch wie bin ich da nur reingeraten?

Ich will über jenen Abend bei dir zu Hause sprechen. Ich hatte das Gefühl, dass ich dich irgendwie kenne und dass wir einfach das sein konnten, was wir gemeinsam sind. Doch jetzt höre ich mich schon so an wie die Tussi, deren Stimme wir in jener Nacht vernehmlich auf deinem Anrufbeantworter gehört haben ...

Sylvère

Crestline, Kalifornien  
9. Dezember 1994

Lieber Dick,  
weil Sylvère den ersten Brief geschrieben hat, finde ich mich nun in diese merkwürdig reaktive Rolle gedrängt – wie Charlotte Stant im Verhältnis zu Sylvère alias Maggie Verver, wenn wir in Henry James' Roman *Die goldene Schale* leben würden. *Die dumme Fotze*, eine von all den Männern evozierte Emotionsfabrik. Also ist das einzige, was mir zu tun bleibt, *Die Geschichte von der dummen Fotze* zu erzählen. Doch wie?

Sylvère glaubt, dass sie nichts weiter als eine perverse Sehnsucht nach Zurückweisung ist: die Liebe, die ich für dich empfinde. Doch ich bin anderer Meinung,

im Grunde bin ich ein äußerst romantisches Mädchen. Was mich sehr berührt hat, waren all die Verletzlichkeiten, die sich auftraten in deinem Haus ... So spartanisch und so selbstreflektiert. Das Cover der *Some Girls*-Platte, die düsteren Wände – wie altmodisch und *déclassé*. Doch ich habe eine Schwäche für die Verzweiflung, für die Zögerlichkeit – für ebenjenes Moment, in dem die große Show in sich zusammenfällt, in dem alle Ambitionen scheitern. Ich liebe diesen Moment und fühle mich schuldig, weil ich mir seiner überhaupt bewusst bin, doch dann werde ich von der wärmsten, unbeschreiblichen Zuneigung erfüllt, mit der ich die Schuld ertränke. In Neuseeland habe ich aus diesen Gründen jahrelang Shake Murphy verehrt, der ein hoffnungsloser Fall ist. Doch gerade das bist du nicht: Du hast einen guten Ruf und einen Job, bist selbstreflektiert, und deshalb dachte ich, dass es da etwas für uns beide zu lernen geben könnte, kosteten wir diese Romanze auf eine wechselseitig selbstreflektierte Weise aus. Abstrakte Romantik?

Merkwürdig, dass ich mich niemals wirklich gefragt habe, ob ich überhaupt »dein Typ« bin (bisher nämlich, empirische Romantik, war ich *nie* der Typ von Cowboys, da ich weder hübsch noch mütterlich bin). Doch vielleicht kommt es jetzt einzig und allein darauf an, zu handeln. Was die Menschen miteinander tun, überschattet, *wer sie sind*. Wenn ich dich nicht dazu zu bringen kann, dich für das in mich zu verlieben, was ich bin, kann ich dein Interesse vielleicht mit dem wecken, was ich verstehe. Anstatt mir also die Frage zu stellen: »Würde er mich mögen?«, frage ich mich: »Macht er mit?«

Als du am Sonntagabend anrufst, war ich gerade dabei, eine Beschreibung deines Gesichts zu verfassen. Ich konnte nicht sprechen, und am unteren Ende der romantischen Gleichung legte ich mit klopfendem Herzen und schwitzigen Händen auf. Unglaublich, sich derart zu fühlen. Zehn Jahre lang war mein Leben so organisiert, dass sich ebendieser schmerzhaftes Elementarzustand verhindern ließ. Ich wünschte, ich könnte mit romantischen Mythen herumspielen, so wie du. Aber das kann ich nicht, weil ich immer verliere und bereits im Verlauf dieser dreitägigen, völlig fiktiven Romanze begonnen habe, krank zu werden. Und ich frage mich, ob es jemals möglich sein wird, die Jugend und das Alter miteinander auszusöhnen oder die anorexische offene Wunde, die ich einmal war, mit dem Geld hortenden, hässlichen, alten Weib, das ich geworden bin. Wir ermorden uns selbst, damit wir überleben. Gibt es irgendeine Hoffnung, dass wir auch im Leben in die Vergangenheit zurückschwimmen und zugleich um sie kreisen können, wie man das in der Kunst kann?

Sylvère, der das hier tippt, behauptet, dass dieser Brief nicht wirklich etwas aussage. Welche *Reaktion* erhoffe ich mir? Er denkt, dass der Brief zu literarisch sei, zu baudrillardisch. Er sagt, ich quetsche all die zitterigen Kleinigkeiten heraus, die er doch so rührend fand. Dies sei nicht die *Exegese der dummen Fotze*, die er erwartet habe. Doch Dick, ich weiß, dass du, während du das hier liest, begreifen wirst, dass alles wahr ist. Du verstehst, dass das Spiel *reale* Realität ist oder sogar noch besser als die Realität und besser als das, worum es bei diesem Spiel geht. Welche Art Sex ist besser als

Drogen, welche Art Kunst ist besser als Sex? *Besser als* bedeutet, sich in vollkommene Intensität hinein-zubegeben. Weil ich in dich verliebt bin, weil ich jederzeit bereit bin aufzuspringen, fühle ich mich wieder wie sechzehn, als ich noch Lederjacken trug und mit meinen Freunden den ganzen Tag lang in dunklen Ecken herumlungerte. Ein verflucht zeitloses Bild. Bei dem es darum geht, auf alles einfach einen Scheißdreck zu geben und keinerlei Konsequenzen zu fürchten und aber trotzdem etwas zu tun. Und ich glaube, dass du – so wie ich – noch immer nach genau dieser Möglichkeit suchst und dass es aufregend ist, wenn man diese Suche in einem anderen Menschen wiederentdeckt.

Sylvère hält sich für einen solchen Anarchisten. Aber das ist er nicht. Ich liebe dich, Dick.

*Chris*

Doch als sie ihre Briefe beendet hatten, waren Chris und Sylvère überzeugt, dass sie es noch besser konnten. Dass noch nicht alles gesagt war. Also eröffneten sie eine zweite Runde, verbrachten den größten Teil des Freitags auf dem Wohnzimmerboden in Crestline und reichten sich den Laptop hin und her. Und sie schrieben jeweils einen zweiten Brief, Sylvère über die Eifersucht, Chris über die Ramones und den kierkegaardischen dritten Rückzug. »Vielleicht möchte ich so sein wie du«, schrieb Sylvère, »und ganz allein in einem Haus inmitten eines Friedhofs leben. Ich meine, warum nicht die Abkürzung nehmen? Also habe ich tatsächlich zu fantasieren begonnen, auch auf erotische Weise, weil das Verlangen sogar dann lockt, wenn es nicht auf

einen selbst ausgerichtet ist, und es ist voller Energie und Schönheit, und ich glaube, dass es mich angeturnt hat, dass du Chris angeturnt hast. Nach einer Weile wurde es schwer, nicht die Tatsache aus den Augen zu verlieren, dass ja nicht wirklich etwas geschehen war. Ich glaube, dass ich irgendwo in einer sehr dunklen Ecke meines Verstandes realisiert habe, dass ich, wenn ich denn schon nicht eifersüchtig bin, so doch auf eine irgendwie perverse Weise zu einem Teil dieser fiktionalen Liaison werden muss. Wie denn sonst sollte ich ertragen, dass meine Frau in dich verknallt ist? Die Gedanken, die mir kommen, sind ziemlich geschmacklos: *Ménage-à-trois*, der bereitwillige Ehemann ... Wir sind alle drei viel zu aufgeklärt, um uns mit solch trostlosen Archetypen abzugeben. Haben wir versucht, neue Wege zu beschreiten? Deine Cowboy-Persona und Chris' Träume von all den zerrissenen und insgeheim verzweifelten Männern, die sie zurückgewiesen haben, griffen doch so gut ineinander. Die Tatsache, dass du auf unsere Nachrichten nicht antwortest, verwandelt deinen Anrufbeantworter in eine leere Fläche, auf die wir unsere Fantasien projizieren können. Gewissermaßen habe ich Chris also tatsächlich angespornt, weil sie sich nur deinetwegen eines sehr viel größeren Bildes entsann, nämlich wie sie sich letzten Monat nach ihrer Rückkehr aus Guatemala gefühlt hatte, und wir alle sind potentiell größere Menschen als wir es sind. Es gibt so viel, über das wir noch nicht gesprochen haben. Doch vielleicht wird man ja gerade so zu engeren Freunden. Indem man Gedanken austauscht, die nicht unbedingt ausgetauscht werden müssen ...«

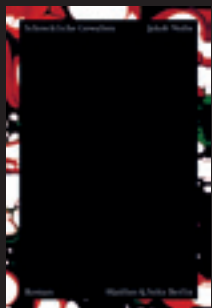
Chris' zweiter Brief war weniger edel. Zu Beginn

schwärmte sie noch einmal von Dicks Gesicht: »An jenem Abend im Restaurant fing ich an, dein Gesicht zu betrachten – Oh wow, hört sich das nicht an wie die erste Zeile in dem Ramones-Song *Needles & Pins*? ›I saw your face / It was the face I loved / And I knew‹ – und ich fühlte mich wie immer, wenn ich diesen Song höre, und als du anriefst, begann mein Herz zu hüpfen, und dann dachte ich, dass wir vielleicht etwas miteinander machen könnten – etwas, das sich zum jugendlichen Verliebtsein genauso verhält wie das Ramones-Cover zum Original dieses Songs. Die Ramones verleihen *Needles & Pins* die Möglichkeit der Ironie, ohne dass diese Ironie die Emotionalität des Songs untergrübe. Sie macht sie noch stärker und wahrer. Søren Kierkegaard nannte dies »den dritten Rückzug«. In seinem Buch *Die Krise und eine Krise im Leben einer Schauspielerin* behauptet er, dass keine Schauspielerin die 14 Jahre alte Juliette spielen könne, bevor sie nicht mindestens 32 sei. Weil die Schauspielerei eine Kunst sei und weil die Kunst verlange, dass man in der Lage sein müsse, weit über sich hinauszuwachsen. Und mit den Schwingungen zwischen dem Hier und dem Dort und dem Damals und dem Jetzt zu spielen. Und denkst du nicht auch, dass man eine Realität am ehesten dialektisch erschafft? PS: Dein Gesicht ist lebendig, markant, schön ...«

Als Sylvère und Chris ihre zweiten Briefe beenden, ist es später Nachmittag. Lake Gregory schimmert in der Ferne, umringt von schneebedeckten Bergen. Die Landschaft glüht und ist weit entfernt. Für den Moment sind beide zufrieden. Erinnerungen ans Familienleben, als Chris jung war, vor 20 Jahren: ein Eierbecher

aus Porzellan und eine Teetasse, ein um sie herum gemalter Kreis aus Menschen, blau und weiß. Ein Bluebird, ein amerikanischer Sperling, am Boden der Tasse, durch bernsteinfarbenen Tee erkennbar. Alles Hübsche dieser Welt, enthalten in diesen beiden Objekten. Als Chris und Sylvère den Toshiba-Laptop beiseite legen, ist es bereits dunkel. Sie bereitet das Abendessen zu. Er arbeitet wieder an seinem Buch.





Eines Nachts verwandelt sich Hilma Honik unvermittelt in einen Werwolf und tötet ihren Mann durch einen letzten Biss in den bereits zerfleischten Nacken. Ihre beiden Kinder sind von nun an auf sich selbst gestellt: immer in der Angst, die Bestialität könne vererbt worden sein und unvermutet auch von ihnen Besitz ergreifen. Eine fantastische literarische Gewalttour und ein Parcours durch die Unwägbarkeiten menschlichen Verhaltens. Jakob Nolte erweist sich dabei als radikaler Nihilist und gefährlich unzuverlässiger Erzähler, der vor nichts zurückschreckt.

---

*Jakob Nolte*, geboren 1988 in Barsinghausen, ist Prosaist und Dramatiker. Seine Theaterstücke wurden an zahlreichen Bühnen Europas gespielt. Mit Michel Decar gewann er für ihre gemeinsame Arbeit *Das Tierreich* 2013 den Brüder-Grimm-Preis des Landes Berlin. Sein erster Roman »ALFF« wurde mit dem Kunstpreis Literatur 2016 gekürt.

---

Erscheint im Februar 2017  
€ 20,00 (D) / € 20,60 (A) / sFr 25,30  
ISBN 978-3-95757-400-8

## Erster Teil

### Honik

Iselin und Edvard Honik wuchsen in einem Haus auf. Sie verlebten eine Jugend und eine Zeit als Erwachsene. Die Verhältnisse, aus denen sie stammten, waren okay. Eines Nachts, als die Sonne gerade 564 Millionen Tonnen Wasserstoff in 560 Millionen Tonnen Helium fusionierte und ein Teil der dadurch freigesetzten Wärme 8 Minuten und 17 Sekunden später als Licht den Mond erreichte, und dieser Mond, der nicht wirklich ein Planet ist und nicht wirklich ein Stern, sondern ein Mond, voll erleuchtet am Himmel stand, erblickte ihn die Mutter von Iselin und Edvard Honik, war erfasst von seiner Sanftmut, verwandelte sich in ein wölfisches Wesen, biss ihrem Gatten den Nacken durch, zerfleischte Teile seines Oberkörpers, und schlief wieder ein.

\* \* \*

Es gibt gute Gründe, den Mond und die Erde als Doppelplanetenstruktur zu bezeichnen. Der Mond ist einzigartig in unserem Sonnensystem. Er entstand vor etwa 4,5 Millionen Jahren bei der Kollision zwischen der Protoerde und einem marsgroßen Körper, der Theia genannt wird und hypothetisch ist. Theia zerbarst bei



dieser Kollision total und sein Staub und einige Fetzen der Protoerde ballten sich unter der Schwerkraft zu dem, was heute als *der Mond* bezeichnet wird. Der Mond ist im Verhältnis zu dem Planeten, den er umkreist, ungewöhnlich groß – ganz so wie Charon, der Mond des Pluto. Zu der Zeit des Zusammenstoßes zwischen Theia und Erde gab es vermutlich keine Lebewesen auf einem der beiden Himmelskörper.

\* \* \*

Beide waren noch zwanzig, als sie ihren Vater verloren. Es war das Jahr 1973 und sie hatten im April Geburtstag. Sie waren Zwillinge, vom Sternzeichen Widder. Iselin verließ den Körper ihrer Mutter als Erste, wobei alles gut verlief. Edvard musste mithilfe eines Kaiserschnitts zur Welt gebracht werden.

Das Attentat des einen Elternteils gegen das andere war ein harter Schlag. Sie fühlten sich vernichtet. Stunden saßen sie sich gegenüber, ohne ein Wort zu sagen. Sie wuschen sich nicht mehr. Sie begriffen nicht, was geschehen war. Wie es dazu kommen konnte. Dass ihr Vater tot war. Dass ihre Mutter sich in ein Monster verwandelt hatte. Sie hatten nichts gegen ihren Vater und es gab (soweit sie wussten) keinen Grund, warum er hatte sterben sollen. Sie achteten ihn und waren ihm für alles dankbar. Sie bedachten ihn mit dem größten Respekt und der größten Zuneigung. Auch gegen ihre Mutter hegten sie keinen Groll. Zwar empfanden sie an gewissen Tagen ein weltumschließendes Gefühl der Enttäuschung und der Abscheu, aber das erklärte noch lange nichts.

\* \* \*

Die Ruhe aber vor allem emotionale Ungenauigkeit ihrer Eltern hatte Iselin und Edvard stets verunsichert. Keiner der beiden konnte sich daran erinnern, Mutti oder Vati (wie sie sie nannten) jemals wütend, bewegt oder vom Zorn besessen erlebt zu haben. Äußerungen zur Liebe oder der tiefen, wahrhaftigen Liebe waren ihnen fremd. Höchstens in Briefen wurden sie floskelhaft erwähnt. Alles, worüber man sich im Hause Honik unterhielt, waren Fakten. Die Frage »Wie geht es dir?« war für die Kinder genauso undenkbar wie der Anblick von körperlicher Nähe zwischen ihren Eltern. Meist waren Gefühlsausbrüche eher Anzeichen von Müdigkeit, Spannung oder Appetit. Wenn sie wissen wollten, wie es ihren Eltern ging, gab es keine Möglichkeit dies über Gespräche (oder Textnachrichten) zu ermitteln. Sie waren gezwungen, Mutmaßungen anzustellen.

Einmal, als er die Nacht durchgesoffen hatte und kein Auge zugetan, setzte sich Edvard an den gedeckten Frühstückstisch im Haus am Leviatvei, an dem seine Eltern gerade frühstückten, und schaute seiner Mutter in den Abgrund ihrer fürsorglichen Augen. Er ergriff das Wort.

»Wen sollst du überhaupt darstellen?«, fragte er, woraufhin sie lächelte. Sein Vater nahm die Klemmbrille von seiner Nase und verwies ihn, mit der Aufforderung, sich kalt duschen zu gehen, des Tisches. Edvard konnte nicht ausmachen, ob es daran lag, dass er seiner Mutter eine direkte Frage gestellt hatte, oder ob sein Vater die Anwesenheit seines betrunkenen Sohnes zu dieser Tageszeit schlichtweg nicht ertrug. Er verzog sich in sein Zimmer und merkte, wie ein Fieber von seinem Körper Besitz ergriff. Er träumte einen seiner ständig wieder-

kehrenden Alpträume. Darin verwandelte sich das Geräusch des klappernden Tee- und Abendbrotgeschirrs in Schreie und andere schrille Laute, die später in eine Art geometrische Hölle oder ein Gebirge ausufernten.

Ganz stimmen tut es nicht. Iselin konnte sich sehr wohl an einen Moment aufrichtiger Gefühlsäußerungen in ihrem Elternhaus erinnern. Es war, als ihr älterer Bruder Marek an Tuberkulose gestorben war. Sie hatte noch das Schluchzen ihres Vaters im Ohr, wie es durch die Zimmerwände wimmerte. Es war ihr, als bebte das Haus, als drängten diese Laute aus den Tiefen des Erdkerns hervor. Ihr Vater wirkte verletzlich, gerade wie ein Kind. Wahrscheinlich ist das der Grund, weswegen Edvard versuchte, dieses Erlebnis zu verdrängen. Denn in jenem Moment lagen die Schwäche und Unbedarftheit seines Vaters derart bloß, dass er ihm gegenüber alle Achtung verlor. Hierin zeigte sich die Schwierigkeit der Beziehung zwischen Edvard und seinem Vater. Es gab Tage, da engte ihn die Strenge und Gereiztheit dieses Mannes ohnegleichen ein und er schwor sich, nie und nimmer wie er zu werden; aber doch konnte er es nicht akzeptieren, ihn verletzt zu sehen. Er wollte das, was er an seinem Vater verachtete, auf keinen Fall misen. Er schöpfte eine ungeheure Kraft aus diesem Gegensatz.

Der Augenblick, an dessen enorme Strahlkraft sich Iselin erinnerte, war der, als ihr Vater von Mareks Krankenbett kam, und sie sich nicht mehr traute, ihren Orangensaft zu trinken. Ihr Vater (der Gabriel hieß) war Arzt, und doch konnte ihm seine Profession nicht dabei helfen, seine Kinder zu beschützen. Die Jahre des Studiums und der Berufserfahrung waren im Angesicht

der Krankheit belanglos. Was ihn in seinen Augen zu einer tragischen Kreatur machte. Iselin sah ihren Vater mit herabhängenden Schultern an ihr vorbeigehen. Sie traute sich kaum, einen Blick zu wagen, da sie solche Angst hatte, ihn zu verärgern. Sie starrte auf die gelben Maiskolben, die auf den grünen Stoff der Küchenvorhänge gedruckt waren und fragte sich insgeheim, wofür dieser Bruder überhaupt gelebt hatte, jetzt, da er tot war. Der Gedanke war nicht fair, und das wusste sie, aber trotzdem schien er ihr gerechtfertigt. Marek hatte nichts in seinem Leben erreicht, war neuneinhalb Jahre alt geworden, ein Versager als Kreisläufer der hiesigen Handballmannschaft und würde alsbald vergessen sein. Ihr Vater spülte sich das Blut seines Kindes (TBC löst meist das Erbrechen von Blut aus) von den Händen und es verschwand im Abfluss, wie so vieles im Abfluss verschwand, etwa Brotkrümel, saure Milch oder abgestandenes Bier.

\* \* \*

1955 war bereits ihr Zweitgeborener, Kasper Honik, an Tuberkulose gestorben, doch waren Iselin und Edvard damals noch zu jung, als dass sie es hätten mitbekommen können. Sowohl Marek als auch Kasper müssen friedvolle und wissbegierige Jungs gewesen sein. Bei einem der wenigen Male, in denen die Eltern von den beiden sprachen, flog eine Fliege durch ein auf Kipp geöffnetes Fenster und summte lärmend durch die Stube. Ihre Flugbahn glich dem Verlauf einer anspruchsvollen Rennstrecke. Nachdem die Eltern ihre Erzählung beendet hatten und bedeutungsvoll vor ihren Kinder saßen, verließ die Fliege, die vorher etliche Male gegen

die Scheibe geflogen war, durch einen Zufall das Zimmer. Die Stille, die sie hinterließ, war nicht mit Worten zu beschreiben.

\* \* \*

Nachdem die Mutter von Iselin, Edvard und den beiden toten Honik-Jungen, die Witwe von Gabriel Honik, Hilma Honik, wieder ein normaler Mensch geworden war, und sich vom Schock erholt hatte, bestellte sie ihre beiden Kinder an ihr Kranken- und Gefangenenbett. Ihr Zustand war kritisch. Sie war erschöpft und bleich, wirkte jedoch eigentümlich belebt. Gräuliche Haarsträhnen klebten ihr auf der verschwitzten Stirn. Sie sprach leise. Ihre Stimme war gebrochen und verzerrt von Reue, Verwirrung und Wahnsinn. Sie hoffe es nicht, aber sie befürchtete, dass die Verwandlung, die sie durchgemacht hatte, von einem Menschen zu einem wölfischen Wesen, erblich wäre, und dass die Wahrscheinlichkeit hoch sei, dass einer der beiden während einer Vollmondnacht ebenso die Kontrolle über den eigenen Körper verlieren und seine Geliebten – so er oder sie denn welche hätte, was Hilma sich innig wünschen würde, denn die Liebe wäre das Größte und das Schönste, das absolut Größte und Schönste – zerfleischen müsste. Doch sei es bisher noch nie vorgekommen, dass mehr als ein Kind einer Generation diesem Trieb (wie sie es nannte) zum Opfer gefallen wäre. Also eine Fünfzig-Fünfzig-Chance. Es sei aber noch nie vorgekommen, dass sich der Fluch (wie sie es nannte), der auf der Familie ihrer Mutter lag, nicht erfüllt hätte. Über Generationen könnte man die immer im Elend endenden Tierwerdungen zurückverfolgen.

Hilma hatte lange (warum auch immer, wie sie hinzufügte) gehofft, dass das Erbe mit ihr ein Ende genommen hätte. Sie hatte ihr Schicksal (wie sie es nannte) sogar lange Zeit vergessen. Immerhin erreichte sie das stolze Alter von 51 Jahren, bis sie ihrem Gatten das Leben nahm. Sie müssten aber vorsichtshalber davon ausgehen, dass das Töten mit ihr (Hilma) kein Ende finden würde. Allerdings seien sie auch die ersten Zwillinge der Familie und wenn es nun ein Gen wäre, was diese Metamorphose auslöste, so könne es schon sein, dass entweder Marek oder Kasper es bereits geerbt hätten, Gott (wie sie es nannte) habe sie selig. Aber sie kenne sich da auch nicht so aus.

Im Übrigen fand sie das eigentliche Erlebnis der Verwandlung, abgesehen von dem unersetzlichen Verlust ihres Mannes und der daraus folgenden Inhaftierung und Hospitalisierung (auch sie war der Meinung, dass ihr Gatte den Tod nicht verdient hatte; Scham und Schrecken geißelten sie), der fortwährenden Untersuchungen und der Verachtung, die ihr hier in der Klinik entgegengebracht würde, ziemlich toll. Nie (zuvor) hatte sie sich freier gefühlt. Nie habe sie ihren Körper so präzise wahrgenommen. Beispielsweise habe sie empfinden können, wie der Sauerstoff der Luft in ihren Lungen zu Kohlenstoffdioxid reagierte. Diese beiden Stoffe habe sie sensorisch unterscheiden können. Was ein Spektakel gewesen sei. Aber auch die Fähigkeiten ihrer Augen und ihr Geruchs- und sogar ihr Gleichgewichtssinn wären um etliche Male besser gewesen, eindeutig spürbar besser. In diesem Zustand (wie sie es nannte) erschien es ihr richtig, was sie da tat, und dachte sogar, dass es eine liebevolle Geste sei. Als läge

eine unwahrscheinliche Logik in ihrem Handeln. Nur an den Kern dieser Logik konnte sie sich nicht mehr erinnern. Komischerweise wies sie alle Anschuldigungen von sich, in einem Rausch gehandelt zu haben. Auch Begriffe wie Tollwut oder Jähzorn wies sie von sich. Sie beharrte darauf, selbst wenn das für niemanden nachvollziehbar erschien, von irrer Vernunft (wie sie mehrmals betonte) besessen gewesen zu sein.

Sie war stolz, einige Gedanken gehabt zu haben, die nicht von menschlicher Natur waren. Gedanken, die in keiner Sprache veräußerbar seien. Ihre Gedanken waren von Gebrüll (wie sie es nannte) gewesen, einem entsetzlichen Kreischen. Iselin und Edvard lebten seit diesem Nachmittag im Spital unter der steten Angst, sich in ein wölfisches Wesen zu verwandeln. Hilma versuchte, sie zu beruhigen.

»Bitte, zum einen ist es nicht sicher, dass der Fluch auch euch treffen wird, wie gesagt, und dass ihr diesem Trieb verfallen werdet und alles, und zum anderen stirbt doch ein jeder ein Mal. Ob nun so oder so. Versucht es als eher Geschenk zu sehen oder als Herausforderung. Vielleicht verwandelt ihr euch ja auch in einem praktischen Moment zum Monster – oder ihr verwandelt euch überhaupt nicht in ein Monster, sondern in ein fantastisches Untier; in einen Schmetterling, einen Sperber oder Narwal, in ein Geschöpf des Himmels beispielsweise.« Iselin war erschrocken über das Auftreten ihrer Mutter. Wie sie von der Liebe sprach, mit dieser für sie überhaupt nicht üblichen Begeisterung und wie selbstherrlich sie erschien. All das weckte ihren Missmut. Später, als sie diese Einschätzung mit Edvard teilte, nickte dieser bestimmt.

Beiden wurde klar, wie wenig sie eigentlich über ihre Eltern wussten. Sie hatten sie bisher einfach hingenommen, sogar etwas interesselos. Ab diesem Zeitpunkt dachte Iselin manchmal darüber nach, sich und ihren Bruder umzubringen, mit einer Glasscherbe etwa, aber dann erschien ihr dieser Gedanke wieder völlig idiotisch. Für Stunden starrte sie in den Spiegel in ihrem Kinderzimmer. Es klebte noch einige Sticker am Rand. Sie war so wütend. Sie bebte. Sie heulte sich die Augen aus. Es waren dunkle Tage.

\* \* \*

Das Geschwisterpaar verbrachte bloß noch ein paar Wochen miteinander. Sie hatten gemeinsam die Beerdigung planen müssen und Verwandte und Bekannte der Familie eingeladen. Auch Freunde von ihnen kamen. Es war irgendwie schön. Es war windig, doch die jungen Blätter ließen sich nicht von ihren Ästen blasen. Gabriel Honik wurde auf dem katholischen Friedhof begraben. Auf seinem Grabstein stand: *Gabriel Honik, 1920–1973, geliebt und getötet von den Seinen*. Eine Pastorin sprach ein paar Worte. Sie hatte Gabriel schon lange gekannt und es war eine wirklich rührselige Rede. Viele der Anwesenden mussten weinen. Hilma durfte nicht kommen, was sie in einen Abgrund der Verzweiflung stürzte. Wie konnte es ihr nicht erlaubt sein, Abschied von ihrem geliebten Mann zu nehmen? Gabriel hatte keine Verwandten im Land. Nur mütterlicherseits waren Angehörige da. Jeder hatte ihn hoch geschätzt, auch wenn die meisten ihn eher als einen verschlossenen Mann kennengelernt hatten. Auch seine Kollegen aus der Klinik waren da. Alle wünschten Iselin und Edvard alles

Gute und boten ihnen an, für sie da zu sein. Eine alte Freundin von Hilma, die in der Stadt als Eisverkäuferin arbeitete und ein Geheimnis zu haben schien, fragte Iselin, ob der Vorfall etwas mit Hilmas Lupus-Erkrankung zu tun haben könnte – einer Krankheit, unter der sie ihrer Erinnerung nach litt, und von der Iselin bis dahin noch nie etwas gehört hatte. Später ging sie der Sache auf den Grund. Später donnerte die Dämmerung über den Friedhof und dämpfte alle Geräusche des Tages. Ein Knistern war zu hören, aber keine Musik.

\* \* \*

Edvard und Iselin tranken in einem Gasthaus eine Flasche Aquavit und sprachen über alles außer über ihre Eltern. Sie waren die letzten Gäste des Leichenschmauses. Edvard hatte keine Lust, über seinen Vater oder seine Mutter zu reden, er fühlte sich überwältigt von dem Gedanken, mit ihnen gebrochen zu haben. Er wollte nichts mehr darüber hören. Sie sprachen über die Zukunft und das Studium, über Geld, Sorgen und die diffuse Unzufriedenheit, mit der sich Edvard seit einiger Zeit quälte. Nachts lag er alleine und etwas angetrunken in seinem Bett. Er las, ohne auf den Inhalt zu achten, in einem Magazin. Nebenbei fasste er einen Entschluss.

\* \* \*

Der systematische Lupus erythematodes ist eine Autoimmunerkrankung, was bedeutet, dass sich das Immunsystem des Körpers, welches grundsätzlich super ist und den Körper davor bewahrt, geschwächt zu werden, gegen den Körper selbst richtet. Der Erkrankte erkennt sich als Bedrohung und bekämpft sich mit allen Mit-

teln. Die Antikörper des Körpers richten sich gegen so und so Gewebestrukturen, die körpereigen sind, aber als fremd eingestuft werden. Man nennt diese Krankheit auch Schmetterlingskrankheit. Vor allem Frauen unterliegen ihr oft. Meist ist die Haut betroffen. Sie wird rot und wund. Aber auch die Lunge, die Nieren, das zentrale Nervensystem, einfach jeder Teil des Körpers kann von den Antikörpern als feindlich eingeschätzt werden. Selbst das Gehirn. Epilepsie, Verwirrung, Migräne, Aufmerksamkeitsstörungen, Konzentrationsschwäche, ständiges vom einen Thema zum anderen springen, Psychosen, Depressionen, Zittern, Krämpfe, Rauschzustände, Unkonzentriertheit, nicht zu stillender Wissensdurst, Misanthropie oder Feigheit können die Folge sein. Der systematische Lupus erythematodes ist eine mächtige Krankheit. Ob Hilma unter ihr litt, war nicht sicher. Sie hätte doch ständig Medikamente nehmen müssen. Das hätte Iselin doch auffallen müssen. In einer Schublade in einem Schrank fand sie eine Dose mit Kortison.

\* \* \*

Die letzte Fotografie, auf der Iselin und Edvard gemeinsam zu sehen sind, entstand am Tag von Edwards Abreise. Beide sehen lebendig und frisch aus. Sie hatten eine Passantin gefragt, ob sie das Foto für sie schießen könnte. Aus unerfindlichen Gründen waren sie dazu versucht, mit Zeige- und Mittelfinger das Peace-Zeichen zu machen. Da sie ein bisschen erkältet war, trug Iselin ein Tuch um den Kopf gewickelt.

»Das Einzige, wofür ich tödlichen Hass empfinde, ist das Vergessen«, gab sie ihrem (kleinen) Bruder mit

auf den Weg. Dieser blieb stumm vor ihr stehen. Dann nahm er sie in den Arm.

»Bis bald«, sagte er.

\* \* \*

Von den Untersuchungen und Selbstanschuldigungen entkräftet, lag Hilma in ihrem Bett. Mehrmals täglich brach sie unter heftigen Schüben von Trauer und Entsetzen zusammen. In diesen Momenten quälte sie ihre Erinnerung mit den schönsten Zeiten ihrer Ehe, mit der Zärtlichkeit, die ihr Gatte ihr stets entgegengebracht hatte. Mit der Lust, die sie aneinander hatten, mit der Milde.

Ungefähr einen Monat nach der ersten Prophezeiung des Fluchs, der auf ihrer Familie lastete, starrte Hilma aus ihrem Zellenfenster auf den Anblick einer dünnen Wolke, die probierte den hell erleuchteten Mond entzweizuschneiden. Ihre Hände verformten sich zu Klauen, ihr Zähne zu Hauern und aus ihrer Stirn wuchsen neun harte, sich windende Hörner. In diesem Moment schien sie eher einem weißen Tiger, einem Gnu oder einem Orka zu ähneln als einer älteren Dame. Die Pupillen im Innern ihrer Augen rotierten und wechselten die Farbe im Takt ihres Atems. Sie tötete einige Wärter und Ärztinnen und floh. Einem schlug sie den Arm ab. Einer anderen entfernte sie mit einem Hieb die Milz, den Dünndarm und einen Teil des Beckens. Seitdem machten Tierschützer, Söldner und Konservative Jagd auf sie.

\* \* \*

Einer der Wärter, der in der Nacht des Ausbruchs nicht anwesend gewesen war, der aber immer ein gutes Ver-

hältnis zu *Monika* hatte, wie sie von der Chefärztin manchmal versehentlich genannt wurde (vermutlich, da ihre eigene Mutter so hieß), konnte nicht glauben, dass Hilma einfach so abgehauen war. Er hatte wirklich ein ausgesprochen gutes Verhältnis zu ihr. Er nannte sie nur deshalb *Monika*, um die Nähe zu ihr und die Distanz zu der Chefärztin deutlich zu machen. Er hatte sich sogar schon einige Male vorgestellt, wie es sei, seine Patientin auf den Mund zu küssen. Er war noch jung. Und trotz oder wegen ihres Alters, strahlte Hilma eine Aura der Schönheit aus. Oder nein, sie erstrahlte in einer Anmut, die nicht im Alter oder Aussehen begründet lag. Und genau das war es, was dem Wärter gefiel. Seiner Meinung nach war es problematisch, wie viele Dinge im Leben bloß auf Aussehen oder Alter beruhten. Auf der anderen Seite fürchtete er sich seit ihrer ersten Begegnung zunehmend vor Hunden und kurioserweise auch Würgeschlängen. Wenn er im Bus zur Arbeit saß, empfand er seine Umwelt als ein Terrarium und obwohl er wusste, dass das alles bloße Einbildung war, sah er manchmal ein riesiges Gesicht hinter den Busfensterscheiben, das ihn teilnahmslos betrachtete. Schließlich muss gesagt werden, dass der instinktive Gewichtsverlust seiner Angst recht hilfreich gewesen war, da einige seiner Kollegen beim Ausbruch der seit diesem Vorfall als *Teufel* verhassten Patientin starben. Der Wärter lebte allein und hieß Tom, Johann oder Hagen oder so ähnlich. Er versuchte immer wieder Kontakt zu Hilma aufzunehmen und war ein ganz guter Schlagzeuger.

\* \* \*

Die Chefärztin kündigte nach dem Ausbruch ihren Job. Überhaupt war ihr der Fauxpas mit dem falschen Namen bloß zwei Mal unterlaufen. Sie fand, dass die Leute gehässig waren. Besonders an diesem Ort, der übrigens mitten in Europa lag. Genauer gesagt in der Nähe von Bergen. Nicht in der Nähe von Bergen auf Rügen, sondern in der Nähe von Bergen in Norwegen. Also nicht in der Nähe von norwegischen Bergen, sondern von Bergen in Norwegen, der Stadt Bergen, Provinz Hordaland, sechzigster Breitengrad, fünfter Längengrad.

Spätestens in den Neunzigern wurde die Anstalt geschlossen. Sie galt als veraltet und nicht auf dem Stand der Zeit. Ein preußisch-barockes Überbleibsel aus dem Nirgendwo, Prunk in Niemandes Namen. Der Geruch von Urin und Filterkaffee war nicht mehr unter Kontrolle zu bekommen. In den frühen Jahren des dritten Jahrtausends der Zeitrechnung des christlichen Kalenders wurde die Klinik ein Rückzugsort für Heroinsüchtige, dann für Motorradgangs, dann für frisch Verliebte und schließlich zeigte eine Theatergruppe eine aufwendige Bearbeitung von Marieluise Fleißers *Fegefeuer in Ingolstadt* in den Räumlichkeiten, beziehungsweise hätte sie, wäre der Gebäudekomplex nicht bei der Generalprobe komplett niedergebrannt. Bei dem Brand starb keiner der an der Produktion Beteiligten, aber eine Handvoll Statisten, die der schusselige Regieassistent in aller Hektik (und Panik) vergessen hatte. Sie waren im Keller eingesperrt und müssen erstickt sein.

\* \* \*

Edvard hatte einen eigenen Plan. Um sich nicht eines Nachts in ein Unheil und Schrecken verbreitendes Un-

getüm zu verwandeln, versuchte er, so wenig wie möglich zu empfinden. Er dachte, dass das Eindämmen seiner Gefühle ein Überborden derselben praktisch unmöglich machen würde. Weil das, glaubte er, war die Tierwerdung seiner Mutter, ein bis in die Absurdität oder Absolutheit des Extremen übertriebenes Überborden von Gefühlen.

Er hatte vor seinem Wehrdienst eine zweieinhalbjährige Beziehung zu einem jungen Mädchen gehabt, die er mit der Begründung des Wehrdienstes beendet hatte. Wenn er sich den Frust, das Unverständnis und die Ressentiments dieser zwei Jahre multipliziert auf 24 vorstellte, der Zeit, die seine Eltern zusammen waren, erschien es ihm beinahe plausibel, was passiert war. Es kam ihm vor, als hätte es seine Mutter seinem Vater bloß heimgezahlt, die etlichen Ehejahre in dieser eigentümlichen Unterdrückung, die, wie er fand, jegliches Zusammensein bedeutete. Er verschloss sich. Seine Schwester hatte sich dazu entschieden, die Vergangenheit ihrer Eltern zu erforschen und zu analysieren. Er aber wollte nichts mehr mit seiner Herkunft zu tun haben. Das war der Grund, weswegen er sein Heimatland verließ. Er war auf der Suche nach einem Leben im goldenen Verhältnis zwischen Nähe und Distanz. Er hatte sich ausgerechnet, dass dieses Verhältnis etwa dem des irrationalen Zahlenwerts von Phi ( $\Phi$ ) entsprach, also etwa 61,8% Distanz und 38,2% Nähe betrug.

\* \* \*

Iselin versuchte, alles über ihre Eltern herauszubekommen. Sie studierte ihre Leben wie einen Krankheitsverlauf. Sie wollte den Erreger, den sie in sich wähte,

genauestens untersuchen und verstehen, um ihn vernichten oder isolieren zu können. Oder um sich immer wieder kleinere Dosen dieses Erregers zu verabreichen, auf dass sie davon immun würde. Sie gab sich ihren Trieben hin, um sie dadurch besser kontrollieren zu können, um ihre Grenzen kennenzulernen. Sie aß, sie sprach, sie fraß und wütete. Sie ging auf die Pirsch. Sie suchte, sie fickte, sie schmeckte und sie vergaß. Sie begrub und bereute. Sie liebte, sie liebte wie verrückt und sie verlor alles. Sie betrog und sie sehnte sich nach Erlösung. Sie war sich nie einig mit ihrem Bruder und begann einen Schmerz zu empfinden, der nicht zu lindern war.

\* \* \*

Edwards erste Freundin hieß Lena und war, wie ihr Name schon sagt, Lena. Auf ihrem Abschlusszeugnis hatte sie eine Sechs in Französisch und eine Sechs in Sport. Sie hatte eine Sechs Minus in Mathematik, in Englisch, und in Kunst. In Politik und Geschichte hatte sie eine Fünf. In Norwegisch hatte sie bloß eine Vier Plus bekommen, aber das lag daran, dass ihre Eltern ihr verboten hatten, Knut Hamsun zu lesen. Ihre Mutter arbeitete in der Führungsetage einer Ölfirma und ihr Vater war früher Astronaut gewesen und nun auf einer Go-Kart-Bahn als Mechaniker beschäftigt. Die Beziehung zu Edvard bereitete Lena großes Vergnügen, nur kam sie sich manchmal hintergangen vor, weil er nicht mit ihr schlafen wollte. Hintergangen ist das falsche Wort, hätte sie damals gedacht, wobei es genau das richtige Wort war. Sie machte ihm gerne Geschenke, während er sich nichts aus Geschenken machte. In einem

anderen Leben wäre sie als erwachsene Frau Journalistin geworden. In diesem Leben aber, in dem sie gänzlich von einer Sucht nach Sicherheit und Terminen besessen war, tat sie alles, um ausgesorgt zu haben. Sie wollte unbedingt gesund sein. Insgeheim sparte sie seit ihrem sechzehnten Geburtstag auf einen gut erhaltenen Jagdpanzer Elefant – wenn es sein müsste, auch ohne Geschütz (sie war nicht so streng). Nur wurde ihr nie einer angeboten. So kaufte sie sich einfach andere Produkte der Firma Siemens und später einen Porsche.

\* \* \*

Etwas, das seine Mutter gesagt hatte, ging Edvard nicht aus dem Kopf. Sie hatte davon gesprochen, Gedanken gehabt zu haben, die nicht von Menschen stammten. Diese Vorstellung faszinierte ihn. Denn alle Gedanken, die er jemals gehabt hatte, alle Sätze, die er je gelesen oder gehört hatte, ja selbst die Gedanken, die sich in Kunstwerken, Sinfonien oder Möbeln ausdrückten, stammten ständig von Menschen. Sie waren also, egal wie fortschrittlich oder ungewöhnlich sie auch waren, immer Teile eines umzäumten Bereichs. Zwar war dieser Bereich sehr groß und das Gehirn, das der Ursprung aller jemals gedachten Gedanken war, und seine Botenstoffe und die damit verbundenen Wechselwirkungen leicht zu manipulieren (man brauchte nur unglücklich an systematischem Lupus erythematoses erkranken), aber doch entflohen kein Mensch dem Schicksal, menschlich zu sein. Das war es auch, was ihn manchmal so anödete. Er war es leid, menschliche Gedanken zu haben. Diese Limitierung verbitterte ihn. Zumindest bildete er sich das ein, als er auf der



Fähre von Oslo nach Riga saß, die einmal in Malmö anlegte.

Warum er nach Riga wollte, wusste er nicht so genau, allerdings war ihm klar, dass er mit dem wenigen Geld, das er hatte, schwieriger in London leben konnte als in Lettland. Die Beerdigung war nicht billig gekommen und einen Job hatte er auch nicht. Hatte er nie gehabt. Selbst mit dem Erbe sah es mau aus. Das ganze Vermögen seines Vaters hatte seine Mutter bekommen und diese war nun verschollen. Wobei nein, eins hatte er geerbt: eine kaum zu erklärende Sprachbegabung. Die meisten Sprachen im indogermanischen, romanischen, baltischen und slawischen Raum konnte er sich innerhalb von wenigen Wochen aneignen. Nur die Gegebenheiten des Keltischen waren ihm unverständlich.

Edvard hatte eher aus einer Laune heraus das Visum für die UdSSR beantragt. Es war nämlich nicht so, dass er unbedingt in die Sowjetunion musste, doch es war Sommer und in Bergen wollte er auf keinen Fall bleiben. Seine Zeit in der Armee hatte er gehasst und damit im Rückblick auch das Land, dem er gedient hatte. Vater und Mutter waren seit einem Vierteljahr nicht mehr und endlich wollte er damit beginnen, eine eigene Person zu werden.

Er versprach sich viel davon, nicht mehr Teil eines demokratischen Systems zu sein. Vielleicht würden die Leute anders ticken. Vielleicht fänden sich im Gemeinsamen Ideen, die dem Einzelnen verborgen bleiben. Seine Träume von Geschirr hielten an, nur gesellten sich weitere Geräusche hinzu, wie etwa das Rascheln der Bäume im Wind oder Zwiebeln. Oft waren seine Träume nur Träume in Träumen, sodass er ständig auf-

wachte und nie wusste, ob die Herrschaft der nächtlichen Halluzinationen vorbei war oder nicht. Je weiter er sich von seiner Heimatstadt entfernte, desto mehr verschachtelte es sich. Manchmal waren seine Träume auch die Handlungen von Büchern, die für das Fernsehen adaptiert wurden.





Anfang der 1970er Jahre stehen die Protestbewegungen in Paris, Rom und Berlin vor der Frage nach dem bewaffneten Kampf. Als Zeuge dieses Jahrzehnts der Wut, Hoffnung und großen Worte, erlebt der Ich-Erzähler seine sexuelle und politische Bewusstwerdung. Doch als er »am Zuge ist«, in das Weltenspiel einzutauchen, ist die Hoffnung seiner älteren Brüder an den Mauern der Repression zerschellt. Zu jung für den Kampf, wird es für ihn und seine Geliebten noch eine kurze intensive Zeit geben, in der sie sich den großen Freuden wie den tiefen Nöten der Politik und des Körpers hingeben.

---

*Mathieu Riboulet*, 1960 geboren, lebt als Autor und Regisseur in Paris. Er studierte Literatur und Film an der Universität Paris III. 2012 erhielt er für sein Werk *Les Œuvres de miséricorde* den französischen Literaturpreis Prix Décembre.

---

Erscheint im März 2017  
Aus dem Französischen von Karin Uttendörfer  
€ 22,00 (D) / € 22,70 (A) / sFr 27,90  
ISBN 978-3-95757-265-3

## I

### Wir wollen nicht wie in Polen leben

1972

Wir sind auf den fahrenden Zug aufgesprungen, ich wie die anderen. Was mich angeht, soweit ich es heute beurteilen kann, 1972, zwischen der Ermordung Pierre Overneys und einer Polenreise, die ich mit meinen Eltern unternahm und die ihren Abschluss mit dem Olympia-Attentat von München fand. Und ich bin wahrscheinlich Anfang der Neunzigerjahre, zu Beginn der Massaker in Jugoslawien, wieder abgesprungen. Man kann nicht immer dem Takt der Welt folgen. Ich schreibe hiermit diese Elemente einer persönlichen Chronologie ein, ich stecke sie mit den Daten der historischen Chronologie ab, von der wir alle mehr oder weniger anerkennen, dass sie eine bestimmte Aufeinanderfolge der Fakten wiedergibt, eine Weltordnung, um die herum wir versuchen, ein wenig eigenes Denken anzuordnen. Doch natürlich sind diese Chronologien Fiktionen.

Denn es beginnt immer schon vorher, und am Ende fehlt immer etwas. Es tritt gegen 1871 aus dem Nebel hervor, es verlässt die Bücher, es schreibt sich in die ge-

erbten Körper ein, es kommt ins Bewusstsein, es arbeitet, und dann flaut es ab und verschwindet, und was von unserer Geschichte fortgesetzt wird, und was nicht, werden wir niemals erfahren. Es ist komplex, manchmal verdreht, häufig verworren, doch an welchem Faden ich auch ziehe, immer hängt das ganze europäische Knäuel daran. Daraus bin ich gemacht, in mir nimmt die Geschichte Gestalt an, von meinem Körper ergreift sie Besitz. Und so sterben wir manchmal auf der Straße, wie Hunde, wo doch Frieden herrscht. *Benno Ohnesorg siebenundzwanzig Jahre alt.* Wenn wir in der Undurchdringlichkeit Afrikas sterben, auf im Chinesischen Meer herumkreuzenden birmanischen Nusschalen oder in der eisigen Hölle Magadans, sterben wir Menschen nicht wie Hunde, wir sind Hunde und als solche sterben wir. Sterben wir hingegen da, wo der westliche Geist sein Gravitationszentrum festgemacht hat und der ganzen Welt seinen Takt aufzwingt, sterben wir wie Hunde, weil wir Menschen sind und Menschen nicht abgeknallt wie Hunde auf der Straße, sondern mit geöffneten Händen in ihrem Bett sterben. Die Stunden schlagen nicht für alle gleich, die Chronologie ist eine Fiktion. *Ein Schuss aus nächster Nähe auf offener Straße.*

Vor 1871 ist Geschichte für mich die Geschichte in Büchern, Romane Epen Berichte Roncevaux Michelet Die Fronde Chateaubriand 89 Stendhal, 1871 dann verlässt sie die Bücher, um sich in den Körper meiner Urgroßmutter einzuschreiben, die, als sie mich vierundneunzig Jahre später auf ihrem Schoss hält, mir den Geist einhaucht, den sie gleich nach Sedan und dem Massaker

an den Kommunarden geatmet hat. Auf einmal ist es nicht mehr die in den Büchern erzählte, den Verstand erhellen wollende Fiktion, sondern jene, die im stärksten Brechreiz aus meinen Eingeweiden quillt, es ist die schwarze Wollhaube der Ahnin, ihre Halbfingerhandschuhe, ihr Häkelzeug, ihre Baumwollknäuel, der Handarbeitskorb und die köchelnde Suppe, das schmale Haus inmitten eines einsamen Landstrichs, wo es nichts gibt als Arbeit, ein geduldiges Leben, das beunruhigende Grollen der Geschichte weit in der Ferne und vor einem der hohle und häufig harte Weg bis zum Tod. Auf den man manchmal solange warten muss, dass man sich vergessen glaubt und dass man bei der Idee, verweilen zu müssen, erzittert: Verweilen wofür und warum nicht lieber sterben, wofür noch weitere Tage und weiteres Arbeiten, wenn so viele in den Straßen sterben? *Benno Ohnesorg am 2. Juni 1967 wie ein Hund.*

Es verlässt die Bücher und es dringt in den Körper ein, und um Frieden zu finden, muss es wieder in die Bücher zurück, deshalb schreibt man. Es müsste wieder raus aus dem Körper, man hätte ihn lieber etwas leerer, um Raum für das zu haben, was man mag, für die, die man begehrt, um sich in ihm zuhause zu fühlen, ehe man ihn lassen muss, und das kommt schneller als man denkt. Wo werden unsere Tränen sein, während unsere Gebeine verwesen? Uns in unserem Körper wie zuhause zu fühlen und sagen zu können: Ich gebe ihn hin für Gott, die Revolution, die Liebe, den Sex, die Droge, das Denken. Lange ist man dazu nicht in der Lage, denn man findet ein mit Dreck besudeltes Gelände vor: die unbeglichenen Rechnungen der Vorfahren, die un-

gedachten Zusammenhänge der Geschichte, die Tücken der Krankheit, die Schatten der Toten, und über lange Jahre hinweg erstarrt man denkt man predigt sucht beißt die Zähne zusammen bricht in Tränen aus anstatt loszulegen loszurennen Lust zu empfinden Lust zu bereiten zu taumeln. Umgemäht wie Hunde, ehe man Frieden findet.

Da, wo der westliche Hochmut meint, die Dinge würden sich ordnen, wännen wir uns seit dem 8. Mai 1945 in Sicherheit, nach einunddreißig Jahren Krieg und Millionen von Toten, bei denen man sich doch fragt, wohin all diese Körper verschwunden sind. *Durch eine von einem Vertreter der Polizeikräfte der Bundesrepublik Deutschland in Zivil aus nächster Nähe abgefeuerte Kugel.* Wir versuchen wie Menschen zu denken, doch es geschieht immer noch, dass man uns abknallt wie Hunde, denn unter den Menschen gibt es immer welche, die sich den Hunden überlegen fühlen.

1972 bin ich zwölf Jahre alt, ich spüre alles, ohne etwas zu verstehen, ich spüre und sehe alles, aber alles fehlt mir, und ich sehe nichts. So prägt sich das Prägende besonders tief ein, und ich weiß von nun an, dass sich dort, in der Kindheit, schon alles entschieden hat: das Schreiben die Politik die Geschichte der Sex und die Sprache, die dem Körper übergeben wird, weil die Seele sich nicht rührt, schreckensstarr ist vom Ausmaß der Katastrophe, den beschränkten Möglichkeiten und überflutet von Emotionen. Ich weiß, dass alles umsonst ist, und dennoch sterbe ich nicht, dafür bin ich nicht alt genug, und es herrscht wieder Frieden. Überall sterben

die Menschen wie Hunde, ich weiß noch nichts davon, doch am 25. Februar ebendieses Jahres wird in unserem in Frieden lebenden Land ein Mann drei Busstationen von meinem Haus entfernt aus allernächster Nähe wie ein Hund, sein Tod dringt in unser Haus ein, herbeigetragen von Freunden, Nachbarn, dem damaligen Bewusstsein, eine Gemeinschaft zu bilden, ich eine Quantité négligeable und zu meinen Füßen oder beinahe *Pierre Overney dreiundzwanzig Jahre abgeknallt von einem Vertreter der privaten Werkspolizei der Renaultwerke in Zivil.*

1978 gehe ich nach Italien, ich bin achtzehn, das ist von 1972 nur einen Steinwurf entfernt, aber inzwischen weiß ich, dass das Schreiben die Politik die Geschichte der Sex für mich bestimmt sind, sie gehören mir sie sind mein Ding ich bin am Zuge, ich möchte losrennen loslegen, vielleicht taumeln, vor allem Lust empfinden und Lust bereiten. Die Politik, das wird gewiss nicht die Revolution sein, die meine älteren Geschwister noch versucht haben hochzuhalten, denn der Zeitpunkt ist vorbei. Die Revolution, das wird der Sex sein, Lust zu empfinden und Männern Lust zu bereiten, ich habe drei Jahre vor mir, wir haben drei Jahre vor uns. In drei Jahren wird uns eine Epidemie ummähen wie Hunde, der Feind wird ein anderes Gesicht haben. Und zur Stunde in Rom, *aus nächster Nähe in einer Garage Aldo Moro zweiundsechzig Jahre abgeknallt wie ein Hund von Männern der Roten Brigaden in der Uniform der revolutionären Kräfte,* und ich, nur achthundert Meter von dort entfernt am 9. Mai 1978 in einem Park gegen eine Pinie gelehnt, knie mich vor den harten,

struppigen Massimo hin, der sich in meinen Mund bohrt, und Pasolini dreiundfünfzig Jahre dreitausend Tage und dreißig Kilometer von hier entfernt niedergeprügelt wie ein Hund vielleicht noch ehe er sich seinem oder seinen Mördern ergeben konnte, allerorten die den Fußstritten der Knechte dargebotenen Rippen der Hunde.

Wir haben die Welt in dieser Ordnung vorgefunden, als wir sie entdeckten, aber wir konnten nichts tun, trotz allem, was unsere Körper seit mehr als hundert Jahren erschütterte, und trotz jener Älteren, denen wir gerne gefolgt wären, die sich aber im Kreis drehten. *Walter Alasia zwanzig Jahre wie ein Hund von einem Vertreter der Polizeikräfte der Italienischen Republik in Uniform am 15. Dezember 1976 in einer Straße von Sesto San Giovanni.* 1972 bin ich zwölf, und wir brechen mit dem Auto zu einer Polenreise auf, was wollt ihr denn um Himmelswillen in Polen, wie kommt ihr bloß auf die Idee, hören meine Eltern von allen Seiten, als sie losfahren, mit mir auf der Rückbank, der ich vor Neugierde vergehe bei der Vorstellung, Landesgrenzen zu passieren und mit eigenen Augen zu sehen, wie es dort läuft, denn es scheint anders als bei uns zu sein, was meine Eltern allerdings bezweifeln. Zuerst Berlin, West und Ost, *da, wo Benno Ohnesorg fünf Jahre zuvor*, dann Stettin, Danzig, Białystok, Warschau, Krakau, Oświęcim, *da, wo achtundzwanzig Jahre zuvor*, Prag, Passau, München, *da, wo in wenigen Stunden elf israelische Athleten und die acht Mitglieder des palästinensischen Kommandos, das sie als Geiseln genommen hat, erschossen werden wie Hunde auf der Rollbahn des Flughafens*

*Fürstenfeldbruck, die einen von den Palästinensern, die anderen von der deutschen Polizei, sofern man sich im Kreuzfeuer einer derartigen Schlächtereier überhaupt zurechtfinden kann*, zurück in Paris werde ich das erzählen und wie das in einem zwölfjährigen Kopf schallt, der noch nie etwas zu seinem Mund geführt hat, wonach dieser aber schon ein verzehrendes Verlangen empfindet. Der aufmerksamen Brutalität von Massimo Schwanz auf der sonnigen Südseite des Kontinents, wo man mehr als anderswo auf der Welt stirbt wie ein Hund, und schlimmer: in lauer Luft. Diese Leichtigkeit, mit der man von der dummen, um sich selbst nicht wissenden Kindheit in das Alter gleitet, in dem das Verlangen einen verwüstet, zwingt in die Knie, so schnell geht das. Und haben die Eltern in ihrem Kopf überhaupt das Rüstzeug, den herumtollenden Hosenmatz und den lutschenden Fratz, beide nur durch einen Lufthauch voneinander getrennt, in der Achse ihres Lebens zu halten? Auch davon werde ich sprechen oder davon zu sprechen versuchen, von allem, was das Schwanzlutschen an Revolutionärem, an Religiösem, Amourösem, Politischem beinhaltet. Selbst wenn es niemand mehr sieht, selbst wenn jeder sich den Anschein gibt, er hielte es für zu abstoßend, für altbacken, überholt, für Sackgassen, Irrungen, Pornographie.

Das haben unsere älteren Geschwister tatsächlich gedacht, manchmal auch das genaue Gegenteil, so viele andere Dinge noch dazu, und ich weigere mich vehement, so zu tun, als wäre nichts geschehen, als ob es zwischen 1967 und 1978 nicht mitten im Herzen eines Europas im Frieden diesen Ausbruch der Gewalt ge-

geben hätte, der auf den Straßen die Leichen hunderter Männer und Frauen hinterließ, wie Hunde abgeknallt. Ich weiß, das ist nicht Verdun, aber Verdun, das war im Krieg, während in diesem Fall Frieden herrschte, wie Hunde in den Straßen des Friedens, getötet nicht wie Soldaten, sondern wie böartige Tiere, überall, in Mailand in Hamburg in Paris, sind die Schützengräben wieder aufgefüllt, die Öfen der Krematorien erkalten, alles wächst wieder nach, und doch tötet man in den befriedeten Straßen diese Kinder, denen es die Kehle zuschnürt, die Früchte *dessen* zu sein: Der Krieg wegradiert und der Kurs auf in Wohlstand umgetauftes Vergessen.

Jedem von uns bietet sich die Welt für einen Augenblick an, und dann ist unsere Tour vorbei, man erkennt die Tragweite natürlich erst lange nachdem es vorbei ist, und man stimmt die Klage von der verlorengegangenen Jugend an. Doch wenn wir unseren Teil dieser Gabe annehmen und wenn andere mit uns im selben Moment ebenfalls zugreifen, dann spricht man im Nachhinein von einer Generation. Einigen Pechvögeln fällt dabei die Aufgabe zu, sich zu vergegenwärtigen nichts ergriffen zu haben, zu spät gekommen zu sein für dies und zu früh für jenes, für sie ist die Weltzeit eine Zeit des Zweifels, besser noch eine Zeit der Anonymität, in die du versinkst, wenn der Zeitpunkt vorüber ist, oder vielmehr wenn dir nicht bewusst ist, dass alles am seidenen Faden hängt, dass du, während du annimmst das sei das Leben, die Dauer nur spielst. Mir teilte der übermächtige Zufall der Geburt jene Karten zu, mit denen das Spiel, das auf dem Tisch ausgebreitet lag als ich die

Augen öffnete, weggefegt wurde und bei dem es mir eigentlich wichtig gewesen wäre, meine jungen Kräfte einzubringen. Doch es war schon spät, die Welt hatte sich gedreht, es gab nur die Flucht nach vorn. *Pasolini dreiundfünfzig Jahre mein heutiges Alter zerborsten auf dem Sand: Io sono una forza del passato.*

Mit zwölf Jahren verfügt man über ein äußerst ausgeprägtes Bewusstsein für alles, doch über nichts, um irgendetwas daraus zu machen. 1972 weiß ich, dass es in Frankreich gerade 68 gegeben hat, die Mai-Ereignisse, die sich ausbreitende Fröhlichkeit, daran erinnere ich mich, meine Eltern die Freunde die Nachbarn waren mit von der Partie, doch ich weiß nichts von *Benno Ohnesorg am 2. Juni 1967 mit einer von einem Vertreter der Polizeikräfte in Zivil aus nächster Nähe abgefeuerten Kugel*, ich weiß auch nichts vom *12. Dezember 1969 siebzehn Menschen jeden Alters explodieren in Mailand das Blut das Gehirn die Gedärme vermischt mit dem Wust von Papieren dem Schutt den Trümmern, vermischt mit den Schreien, ein Massaker, auf Italienisch »strage«, wir haben Frieden auch auf der Piazza Fontana*, von all dem weiß ich nichts, meine Eltern wissen es sicher, das wirkt sich aus das wächst das steigert die Wut, die Analysen werden vertieft, die Freude löst sich heraus, der Wohlstand ist ein Kessel und der Friede eine Strategie, die von den Italienern als »Strategie der Spannung« bezeichnet wird, denn unter allen Europäern sind sie es, die diese Strategie am konsequentesten verfolgt haben. Dort unten ist die Luft meist wunderbar mild, der Krieg jedoch ist wie auf dem gesamten Kontinent eiskalt, und er tobt heftig.

1974 bin ich vierzehn, in einem Bus, der über den Pont de Billancourt fährt und Issy-les-Moulineaux via Île Saint-Germain mit Boulogne-Billancourt verbindet – für die Ortskundigen sei erwähnt, dass es dort ein großes Einkaufszentrum gibt, eine Straßenbahnlinie, funkelnde Bürohäuser, austauschbare Gebäude des Mittelstands und Einfamilienhäuser aus den Dreißigerjahren neu-designt à la Starck Bohême, chic nur in dieser Dekade, die uns, obwohl sie nur vierzig Jahre zurückliegt, heute vorsintflutlich vorkommt, auf der einen Seite waren die Wäschereien von Grenelle und kilometerlange Straßen gesäumt von schmutzigen Backsteinmauern, auf der anderen das Renault-Imperium, das sich bis zur Spitze der Île Seguin erstreckte, dazwischen ein volkstümliches Viertel, verbraucht und ziemlich heruntergekommen, *Hütten für die Hunde*, in all dem irrlichtern Arbeitersilhouetten, Migranten, schwarzbraun, bleich, *Hunde, die man mit dem Fuß wegjagt*, Heizer des Systems, das es den Hügeln von Meudon und dem Chic des katholischen Boulogne auf der Waldseite desselben Namens ermöglichte, in schöner Eintracht zu prosperieren –, in einem Bus, der über den Pont de Billancourt fährt, 1974, eines Nachmittags um vier Uhr also bin ich vierzehn Jahre alt, ein etwa dreißigjähriger Arbeiter, muskulös und müde, zwingt meinen Blick dem seinen zu folgen, hin zu seinem Schritt und zur eindeutigen Wölbung seines einsamen und – wegen mir – aufgereckten Geschlechtsteils, mit der in den Augen verborgenen scheuen Hoffnung, ich würde ihn aus diesem Sekundärzustand, in den ich ihn versetzt hatte, wieder erlösen. Ich steige an derselben Haltestelle aus wie er, folge ihm, er lockt mich zu einem Pissoir in irgendeinem Untergeschoss,

doch ich habe noch nicht die notwendige moralische Kraft, um die paar Treppen hinter ihm hinunter zu steigen, mich in einem dunklen Winkel vor ihm hinzuknien und ihm einen zu blasen, was seinen Feierabend erleichtern würde, sie leben wie die Hunde, und ich kann nichts tun, weder die Fabriken einschlagen noch die Bosse abknallen, und anstatt seine Nutte zu werden, entflamme ich, ohne mir dessen überhaupt bewusst zu sein, diesen schönen Mann, am Ende seiner Kräfte, das Gehirn betäubt von der Arbeitsnorm, die Muskeln von unnatürlichen Bewegungen verspannt, der Schwanz aufgerichtet vom Elend, *Hunde ohne Frauen, ohne Liebe und ohne Ruhm*, ich lass' ihn so stehen, ohne die Treppe runterzugehen, mit vierzehn sehe ich weiß ich spüre ich, aber ich kann noch nichts tun, es ist noch nicht soweit, doch lange wird es nicht mehr dauern, es ist fast soweit. Sexuelles Bewusstsein und politisches Bewusstsein sind ein und dasselbe, Schwulsein deklassiert dich in Nullkommanichts.

Berlin 1972 auf der Durchreise nach Polen, wir bleiben, glaube ich, zwei oder drei Tage, lange genug, um einen Ausflug in den Osten zu machen, wir wohnen in Wilmersdorf, einem fantasielos wiederaufgebauten Westviertel, im Hotel Savigny. Ich erinnere mich noch genau an die Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche, wahrscheinlich weil sie sehr berühmt ist – Berliner Wahrzeichen, halb neoromanischer Stil des 19. Jahrhunderts, halb Sechzigerjahre-Modernismus –, und die Narbe einer Ruine in der Stadt faszinierte mich, eine Kriegsrueine in einem Land in Frieden. Und nur zwei U-Bahnstationen von dort entfernt, am Fuß der Deutschen Oper *am*



2. Juni 1967 fünf Jahre zuvor Benno Ohnesorg wie ein Hund in der Krümmen Straße. An jenem Tag empfing die Bundesrepublik Deutschland mit großem Pomp den Schah von Persien, Mohammed Reza Pahlavi, achtundvierzig Jahre alt, seit 1941 in Teheran an der Macht, den die extreme Linke als Knecht der Amerikaner verabscheute, ich höre noch die Eltern die Freunde die Nachbarn die Verbrechen seiner Geheimpolizei und seine Erdölunterwürfigkeit anklagen, von siebenunddreißig Jahren Regierungszeit bleiben ihm noch zwölf und dreizehn von sechzig Lebensjahren, und die deutsche Jugend, inmitten oder auf den Ruinen des zweiundzwanzig Jahre zuvor beendeten Weltkriegs geboren, gedachte, was diesen pompösen Empfang anbelangte – nicht auf die Schnelle zwischen zwei Versammlungen in Bonn, sondern in Berlin mit Truppenparade und allem Tamtam –, Rechenschaft von ihren Repräsentanten zu verlangen, denn, wie es Ulrike Meinhof prägnant formuliert, ruhig und bestimmt, dreiunddreißig Jahre alt an jenem Tag, die neun Jahre später in ihrer Isolationszelle im Gefängnis Stuttgart-Stammheim erhängt aufgefunden wird: »Da kam heraus, dass man einen Polizeistaatschef nicht empfangen kann, ohne selbst mit dem Polizeistaat zu sympathisieren.« Wir sind Hunde und wir haben Zähne, wir werden euch nicht einen Augenblick in Frieden lassen, denn der Frieden, mit dem ihr ganz Europa zुकleistert, ist ein morbider Leim, an dem unsere Erinnerungen klebenbleiben und unsere Körper mit ihnen.

In dieser Geschichte ist von Anfang an alles verloren, ist dies einem Teil in uns selbst bewusst oder glauben

wir, was sich da vor uns aufbaut, besiegen zu können? Die Hunde enden tollwütig, inhaftiert, in den Straßen abgeknallt, doch immerhin haben wir euch am Fußknöchel gepackt, euch über zehn Jahre an Verfolgungen und Treibjagden erzittern lassen, und schließlich wird all das im Wohlstand enden. In der Krümmen Straße fängt es an, es ist zwanzig Uhr dreißig und *ihr eröffnet den Ball*, mit einer Kugel aus eineinhalb Metern Nähe abgefeuert in das Fleisch Benno Ohnesorgs, pazifistischer Student aus Hannover, verheiratet, bald ein Kind, das er nie sehen wird, abgefeuert von einem Polizeibeamten der Bundesrepublik Deutschland, im aufschäumenden, angespannten Tumult einer Demonstration von Tausenden von Studenten, die ausartet in Provokationen, Gegen-Provokationen, diverse Interventionen, Schlagstöcke berittene Polizei Pfiffe Rauchschwaden, bewaffnete Knechte in Zivil und in Uniform, ihr habt allergrößtes Interesse daran, dass Chaos herrscht und der Schah in Ruhe Mozarts *Zauberflöte* lauschen kann, die hundert Meter von hier entfernt aufgeführt wird, in einem Augenblick wird sich der Gesang der drei »holden, schönen und weisen« Knaben aus dem ersten Akt erheben, seid still, hört zu, im ruhigen Atem der Kindheit öffnet sich ein schmaler Pfad, dem es gilt zu folgen, wenn man sich wie ein Mann verhalten will: *Zum Ziele führt dich diese Bahn/ doch mußst du Jüngling! männlich siegen.*

Und ich fünf Jahre später in den Straßen Berlins, ein Kind noch im Schlepptau seiner Eltern, der Rauch und die Schreie Mörder Mörder sind verfliegen, aber es gibt überhaupt nichts mehr zu spaßen, aus allen Ecken des

Friedens und des Wohlstands wird geschossen, *Thomas Weisbecker dreiundzwanzig Jahre abgeknallt, als er mit der Hand in seine Tasche griff, in der angeblich eine Knarre steckte, Notwehr, wie ein Hund auf der Straße beim Verlassen eines Augsburger Hotels drei Monate zuvor am 2. März 1972*, der Kurfürstendamm war wunderbar in der lauen Luft des Sommers 1972, elf Jahre nach der Teilung der Stadt, siebzehn vor ihrer Wiedervereinigung, war es diese Absurdität, die meine Eltern mit eigenen Augen sehen wollten? Oder aber versuchen zu verstehen, warum es allerorten schepperte, warum es bei uns am 26. Februar an den Werktoeren von Billancourt um ein Haar ein böses Ende genommen hätte, warum fast überall in Deutschland ein brenzlicher Geruch aufkam und warum man in Italien nach der Piazza Fontana schon einige Karten ausgespielt hatte, wie zum Beispiel die Entführung eines Siemens-Managers gefolgt von einer rasanten Kidnaping-Prozess-Freilassungsaktion von zwanzig Minuten am 3. März (der Tag nach der Ermordung Thomas Weisbeckers vierhundsiebzig Kilometer weiter nördlich), eine der ersten spektakulären Aktionen der Brigade Rosse\*. Wahrscheinlich weder das eine noch das andere; denn wenn die Chronologien, die ich hier in der relativen Bequemlichkeit des *à posteriori* spinne, auch unzählige Wahrheiten enthalten, die zugleich Fiktionen sind, so erkennt man im Augenblick des Geschehens davon nichts, besonders wenn man selbst Anteil daran hat. Meine Eltern waren keine Aktivisten, nicht einmal militant, denn die Glanzzeit dieser Bewegungen war nicht ganz die ihre, sie hatten dieses Quäntchen Zuviel an Jahren, das es ihnen erlaubte, etwas Distanz einzu-

nehmen. Diejenigen, die ich als meine älteren Gleichgesinnten betrachte und die diese Jahre aktiv bestritten, hätten ihre Kinder sein können, meine großen Brüder. Sie brachten ihnen Sympathie entgegen, Unterstützung, manchmal sogar materieller Art, und eine unerschütterliche intellektuelle Übereinstimmung. Mit dieser Welt vor Augen lernte ich sehen, es war noch nicht die meine, aber es hat mich geschult.

Ein Teil von mir, meines Blickes, um genauer zu sein, aber das eine geht ja nicht ohne das andere, bleibt im Bann dieser Landschaft und auch, denn jene beiden Entdeckungen haben sich tief in meinem Körper verbunden, im Bann des aufgerichteten Geschlechts, das ich 1974 unter dem Hosenstoff des Migrantens von Billancourt erahnte. *Unberührt geblieben trotz seiner Einladung*. Nicht verboten, unberührt. Hier ist ein Knotenpunkt, eine primitive Szene, eine Grundstruktur, sagen wir die pornographische Struktur meines Lebens. Nicht erotisch, pornographisch. Das im Wort »Erotik« mitschwingende fetischisierende Chichi kann ich nicht ausstehen. Hier handelt es sich um den Blick, um Sex und Schrift, um Schreibweise. Das hat überhaupt nichts Zwanghaftes, wäre dies der Fall, würde ich überall die Wiederholung des ersten Bildes suchen, ohne sie je zu finden. Aber ich suche nicht, es ist das Bild selbst, das mich hin und wieder aufsucht. Und mich zutiefst aufwühlt. Denn natürlich sind diese Körper gerade dadurch, dass sie unberührt blieben, für immer unstillbar begehrenswert. Klingen also gerade, weil ich sie nicht vollbracht habe, die Taten meiner älteren Brüder nach Jahrzehnten noch immer in mir nach? Uns am Eingang

der Sackgasse, in der sie feststeckten, einzufinden, als wir an der Reihe waren, das haben wir doch nie ernsthaft in Erwägung gezogen, selbst wenn wir zeitweilig mit dieser Idee liebäugelten, und in der kurzen, vom Sieg der Rechten bei den Parlamentswahlen 1978 und jenem von Mitterrand bei der Präsidentschaftswahl 1981 eingegrenzten Zwischenzeit haben wir vor allem versucht, dem uns mehr und mehr befallenden Gefühl des Erstickens zu entkommen, und deshalb vor allem Lust empfunden Lust bereitet, oft und in vielerlei Hinsicht taumelnd. Dann erwies sich das, was wir für ein Aufatmen hielten, als Anfang eines harten Winters, wo wir in den Schlafzimmern, den Gassen und Hafenvierteln, die wir unbekümmert aufsuchten, weil wir zwanzig waren und, so dachten wir, die Welt uns gehörte, wie Hunde niedergestreckt wurden. Und als fünfzehn Jahre später die Überlebenden, völlig erschlagen, die Stirn wieder erhoben, als die Epidemie unter Kontrolle gebracht war, sahen sie, dass sich nicht nur ihre Jugend und ihr Zugriff auf die Dinge in Luft aufgelöst hatten, sondern ebenso, mit Mann und Maus, ihre älteren Brüder und ihre Taten, ihre Freuden und Lüste, bis hin zu diesen Begierden, die sie getragen hatten. In welchem Abgrund hatte all das untergehen können?

Wie seid ihr bloß auf die Idee gekommen, Urlaub in Polen zu machen, das liegt im Norden, ist kommunistisch, und noch dazu mit dem Auto ... All das klang in dem in unserer Umgebung von der Familie und den Schulfreunden bekundeten Unverständnis unterschwellig mit, nach Polen, wo man im allgemeinen von der

Costa del Sol, der italienischen Riviera mit *sea sex and sun* träumte. Eine Art Versuch der Wiedervereinigung eines durch den Krieg gespaltenen Kontinents, gewiss lächerlich, aber Polen, das sind doch wir, das ist nicht der Andere, der Gelbe der Schwarze der Araber, der für unseren Exotismus und zur Ausbeutung taugt. Mir wird erst später, als der Ostblock zerfällt, bewusst werden, dass diese ruinierten Länder zu uns gehörten, dass wir sie in Jalta ihrem Schicksal überlassen hatten und seitdem jede sich bietende Gelegenheit ergriffen, uns davon die Hände reinzuwaschen, Ostdeutschland 53, Budapest 56, Berlin 61, Prag 68, Jaruzelski 81, in einer absolut unglaublichen Spirale des Zynismus. Das Haus geteilt, der innere Feind, die Angst, von neuem in einen Kriegsreigen zu geraten, und wir wie Blumen auf diesen Ruinen geboren 45, 50, 55 oder 60, fünfzehn mal dreihundertfünfundsechzig Tage und wer weiß wie viele Geburten, der Baby Boom des Wohlstands, auf der richtigen Seite des Eisernen Vorhangs, ihr wollt, dass wir uns damit zufriedengeben? Fickt euch alle!

Benno Ohnesorg in Berlin am 2. Juni 1967, die tadellose Bügelfalte der Hose, der schmale schwarze Gürtel, das sorgfältig gebügelte Hemd, das kurze Haar und der kleine Schnurrbart, alles auf den Fotos, die ihn tot oder sterbend zeigen, wie ein Hund auf der Straße, genauer im Hinterhof eines Gebäudes, wirkt wie eine Inszenierung, eine Rekonstruktion: links der Mann mit Schildmütze, der ihn unter den Achseln hochnimmt, daneben die Krankenschwester mit Brille, Handtäschchen, makelloser Bluse, die ihn am linken Arm hält, schließlich rechts der Mann, der ihn unter den Knien anhebt, wei-

ßes Hemd, Manschettenknöpfe, nichts wirkt schlampig, gar konfus, man vermutet, dass sie ihn gleich auf eine Tragbahre legen, in ein Krankenhaus bringen, vielleicht ist er in diesem Augenblick ja noch nicht ganz tot. Denn außer dem Mörder, dem Polizeibeamten in Zivil Karl-Heinz Kurras, der eben Benno Ohnesorgs Haut zerfetzte und dadurch einen Prozess in Gang setzte, der nur darauf wartete loszubrechen, ist vor Ort auch ein Fotograf, Jürgen Henschel, und so sind die Momente direkt nach der Ermordung dokumentiert, ebenso wie fünf Jahre später ein anderer Fotograf schonungslos die Ermordung Pierre Overneys durch den Wachmann von Renault, Jean-Antoine Tramoni, dokumentieren wird. Denn wir kennen die Mörder mit Namen. Am 2. Juni 67 geht rund um den sterbenden-toten Ohnesorg und diejenigen, die sich um ihn bemühen, die Geschichte weiter, die Schreie, die Schläge, die Zusammenstöße, die Demonstration gegen den Schah von Persien, Menschen in den Straßen, die rennen, stürzen, sich aufrappeln, nach Atem ringend den Schauplatz, wo alles außer Kontrolle gerät, fliehen, und die morgen, wenn wieder etwas Ruhe eingeleitet ist, entsetzt und wütend, von der Kugel aus allernächster Nähe erfahren werden, von der Leiche, die weggetragen wurde, und dass sie es hätten sein können, wo doch Sommer ist.





Als Joseph Paul Jernigan am 5. August 1993 hingerichtet wird – vor Sonnenaufgang, wie es das texanische Gesetz vorschreibt –, ahnt noch niemand, dass dies seine Wiedergeburt einläutet, die ewiges Leben bedeutet. Denn Jernigans Körper besitzt ideale Eigenschaften, um als erster Mensch digital rekonstruiert zu werden. Und so betritt der als Mörder Verurteilte 2002 als sein eigener Avatar den Cyberspace und wird damit zum ersten digitalen Untoten der Geschichte. Dies ist eine von sieben faszinierenden Erzählungen, in denen uns Philipp Schönthaler in eine Welt führt, die gerade im Entstehen begriffen ist. Jede der raffiniert gewebten Erzählungen ist Teil einer Archäologie des neuen Menschen, mit der Schönthaler die umwälzenden Veränderungen unserer Zeit und der ihr zugehörigen Digitalität zu verstehen versucht.

---

*Philipp Schönthaler*, 1976 in Stuttgart geboren, wurde 2010 an der Universität Konstanz mit einer Dissertation zu Negationen des Erzählers promoviert. Für sein Erzähldebüt *Nach oben ist das Leben offen* erhielt er den Clemens Brentano-Preis. 2013 wurde er zum Ingeborg Bachmann-Preis eingeladen. Sein letztes Buch *Portrait des Managers als junger Autor* wurde 2016 mit dem Preis des Wirtschaftsclubs Stuttgart ausgezeichnet.

---

Erscheint im Februar 2017  
€ 20,00 (D) / € 20,60 (A) / sFr 25,30  
ISBN 978-3-95757-404-6

## Vor Anbruch der Morgenröte

Am Interstate 45, keine 90 Kilometer südlich von Dallas, liegt Corsicana, nach der französischen Mittelmeerinsel benannt. Auf der Karte bildet die Überlandstraße eine Falllinie ins 180 Kilometer entfernte Huntsville, von wo sie weiter nach Houston und – als folge sie tatsächlich einer Gravitationskraft – bis hinunter an den Golf von Mexico führt. Von Osten, von Athens und Longview kommend, kreuzt der Highway 31 den Interstate 45 auf Höhe Corsicanas, dem Verwaltungssitz des Navarro Countys, das Justizgebäude im verspielten Beaux-Art-Stil gehört zu den monumentalsten im Ort, gleichzeitig macht der Highway dort einen sanften Knick und fällt in südwestlicher Richtung ab. Auf dem letzten Abschnitt führt er in Höhe des Navarro Mills Lake an Dawson vorbei, kurz darauf verjüngen sich die vier Spuren auf zwei, bevor sein Westwärtsvorstoß kurz vor Waco auf Höhe von Mount Carmel mit der Einmündung auf die Route 84 endet. Die 100 000 Einwohnerstadt am Zusammenfluss des Brazo and Bosque Rivers gehört bereits zum McLennon County und damit zu Zentraltexas.

Die Weitläufigkeit der Umgebung lässt sich hier, im mittleren Nordosten der texanischen Prärie, besser vom Himmel als im Blick auf die Landschaft ablesen, die von zahlreichen Bäumen durchsetzt ist, vereinzelt

oder in kleinen Ansammlungen säumen sie das Grasland über beträchtliche Entfernungen und beschränken die Sicht aus Windschutzscheibe und Seitenfenster auf die Weite der Gegend, die den Blick von jedem erhöhten Standpunkt sofort für sich einnimmt. Die Vegetation ist mit seinen Ulmen, Eichen, Peka-, Schwarznuss-, Zürgel- und Mesquitebäumen vielfältig, das Wasseraufkommen hoch, selbst im Mittelstreifen des Highways, eine kleine Senke zwischen den beiden Asphaltbändern, kann sich der krause Graswuchs in Nestern bis in den Sommer hinein lebendig halten, wenn die Weiden ringsherum ausbleichen und sich allmählich braun und grau verfärben. Der Juli ist trocken, die Tageshöchsttemperaturen erreichen jetzt im Durchschnitt 36 Grad und werden auch im August nur noch unwesentlich übertroffen. Die längste Zeit lebte man in der Region von Baumwolle, Getreide und Rindern und nach wie vor sieht man dies der parzellierten Landschaft, von kilometerlangen Zäunen gradlinig durchgeschnitten, auf jedem Schritt an. Und noch immer trifft man auf Männer aus einer scheinbar versunkenen Epoche, die sich mit Einheitsgesten auskragende Strohhüte in die Stirn schieben, die Gürtel mit zinklegierten Schnallen zusammengehalten, an den Füßen ziernachtverarbeitete Rindslederstiefel, hochschäftig und mit konisch zulauenden Spitzen, die mit ihren abgeschrägten Absätzen auf den gefliesten Korridoren der Supermärkte, in Tankstellenshops oder Spirituosenläden hart aufschlagen wie sonst nur Frauenschuhe. In den Häusern und unter den Sitzbänken in der Kabine der Pickup Trucks verstaut man Schusswaffen wie andernorts Regenschirme. Auf dem Highway 31 sind gewöhnlich nur wenige Men-

schen unterwegs, die Hauptverkehrsachsen verlaufen östlich mit dem Interstate 45 und westlich mit dem Interstate 35, Letzterer führt von Oklahoma über Dallas und Austin nach San Antonio im Süden. In unregelmäßigen Abständen zweigen dürftig asphaltierte oder Schotterstraßen vom Highway ab, hin und wieder baufällige Fertighäuser direkt an der Straße, einige verlassen, im Vorgarten die bunt-verblichenen Stahlrohrgestelle von freistehenden Kinderschaukeln, meist liegen die Grundstücke jedoch weit zurückgesetzt und sind selbst am Tag zwischen den Gräsern und Bäumen vom Highway aus kaum zu sehen. Dann verraten allenfalls Gatter oder mit wettergebeizten Planken überwölbte Zufahrten, eine Mülltonne oder ein Briefkasten, der an einen schrägstehenden Pflock am Straßenrand genagelt ist, dass dort, versteckt im Grünen, Menschen wohnen. Dawson, nahezu mittig am Highway 31 zwischen Corsicana und Waco gelegen, zählt keine tausend Einwohner.

Im Sommer 1981 hat Joseph Paul Jernigan bereits die meiste Zeit seines Lebens in Navarro und den angrenzenden Landkreisen verbracht, nachdem er als Junge mit seiner Mutter und deren neuem Mann, einem Truckfahrer, der mehr Zeit auf der Straße als daheim verbringt, nach Corsicana gezogen ist. Geboren wird er in Illinois, asthmakrank als letztes von sechs Kindern. Jernigan ist zwei Jahre alt, als der Vater die Familie mit der Freundin der Mutter verlässt. Die Familie zieht nach Chicago, die Mutter, den Bedürfnissen der Kinder stets drei Schritte hinterher, versucht sich in sämtlichen Rollen, Tootsie Toys-Verkäuferin, Gefängnissekretärin, Barkellnerin, Inspektorin auf einer Geflügelfarm. Zeit-

weise geht Jernigan Schuhe putzen, das erworbene Geld steckt die Mutter ein. Noch als Dreizehnjähriger nässt Jernigan das Bett ein, als die Mutter nach einem Schlaganfall für Monate einseitig gelähmt im Krankenhaus von Corsicana liegt. Der älteste Bruder, der sich bisher um die Familie und seinen jüngsten Bruder gekümmert hat, ist kurz zuvor als Soldat eigene Wege gegangen. Jernigan trinkt, seit er fünfzehn ist. Dem Leben kann er seit seiner Jugend nur noch mit Drogen begegnen, kaum etwas, das er unversucht lassen wird, Gras, Morphin, Preludin, Kokain, Meskalin, LSD, Methadrin, Methamphetamine, Heroin, Leim schnüffelt er nur, wenn nichts Anderes zu haben ist.

Im Juli 1971 tritt Jernigan, dem Vorbild seines Bruders folgend, der Armee bei, er ist jetzt siebzehn, einmal ist er in der Schule sitzengeblieben. Jernigan gilt als ruhig und zurückhaltend, in Gruppen und Kreisen steht er am Rand, schließt sich anderen an, ergreift nie selbst das Wort. Früher musste ihn sein Bruder hin und wieder zurückhalten, sich von anderen keine leichtsinnigen Mutproben aufschwätzen zu lassen, die außer ihm jeder sofort ausgeschlagen hätte. Er kommt nach Ford Sills, wird als Automechaniker angelernt und später nach Aschaffenburg in Deutschland versetzt. Er versucht sich das Leben zu nehmen, schneidet sich die Adern an den Handgelenken auf und schluckt eine Überdosis Beruhigungstabletten, die für Pferde, nicht für Menschen gemacht sind. Mit 19 Jahren wird er vorzeitig aus der Armee entlassen, nicht unehrenhaft, in den Unterlagen steht lediglich *kein Kommentar*, an anderer Stelle findet sich ein Vermerk *due to unfitness*. Im Krankenhaus für Veteranen, in das man ihn einweist,

bescheinigt der Arzt dem gerade erst Volljährigen eine passiv-aggressive Persönlichkeitsstörung.

Jernigan kehrt nach Corsicana zurück, handwerklich ist er geschickt, aber er hat kaum Vorstellungen davon, was er mit seinem Leben anfangen soll. In seinem Auto installiert er eine Kühlbox für Eis und Bier. Das Fahrzeug ist ein mobiler Zufluchtsort, es hält ihn, selbst als es mit seinem Leben nicht vorangeht, beweglich. Jernigan ist im gesamten Navarro County unterwegs, aber die Ziele sind meist unscharf, oftmals könnte er ebenso gut in diese wie in entgegengesetzte Richtung fahren. Dann sitzt er wieder zuhause, raucht und trinkt. Ein Jahr nach seiner Entlassung aus Armee und später dann aus dem Krankenhaus wird er schließlich das erste Mal den Richtern im Bezirksgericht Corsicanas mit seinen ionischen Säulen und dem hohen Glockenturm vorgeführt. Das Gebäude befindet sich in derselben Straße, in der er damals wohnt, West Third Avenue, man muss nur eineinhalb Kilometer der Straße, die parallel zum Highway 31 verläuft, stadteinwärts folgen, wo der Bau zurückgesetzt von der Straße thront, er ist von gepflegten Rasenflächen und alten Bäumen mit weit auskragenden Kronen eingefasst, die Eingänge von mannshohen Skulpturen flankiert. In den ersten fünf Jahren ist das 1848 gegründete Bezirksgericht in einem Holzschuppen untergebracht, in der Folgezeit wird es mehrmals neu aufgezogen, von Mal zu Mal wächst es in die Breite und Höhe, seither wirkt das Staatsgebäude in der 20 000 Einwohner-Ortschaft, die ansonsten nur durch die Fülle ihrer Kirchen auffällt, merkwürdig überdimensioniert. In jenem August 1973 führt der Assistenzrichter die Verhandlung, Doug Hightower. *Names are impor-*

*tant in this tale* – der Kommentar zu B. Travens *Totenschiff* trifft eigentümlicherweise auch auf Jernigans Geschichte zu.

Hightower verliert drei Anklagen wegen eines nächtlichen Einbruchs in McLellans Department Store in Corsicana, einer einstmals landesweiten Five and Dime-Ladenkette, die ihren Zenit seit der Großen Depression in den 1930er Jahren schon lang überschritten hat, sich als örtliche Gemischtwarenhandlung mit neuem Investor aber dennoch halten können. In langen Regalreihen und Drahtkörben werden alle erdenklichen Dinge für den kleinen Geldbeutel feilgeboten, Hygieneartikel oder Süßigkeiten, Gartenzubehör oder Plastikspielzeug, elektronische Kleingeräte oder Dekorationsbedarf, aber auch Tiefkühlkost oder Schlüsselkettchen, an deren Ende Souvenirs und briefmarkengroße Fotos in Plastikschildchen baumeln.

Neben Jernigan stehen zwei Mitangeklagte vor Gericht, eine der beiden ist Jernigans Mitbewohnerin. Jernigan wird zu fünf Jahren verurteilt, man bringt ihn in die Eastham Unit, kurz *the Ham*, der Schinken genannt. Folgt man dem Interstate 45 von Corsicana kommend nach Süden, liegt das Männergefängnis im letzten Drittel auf dem Weg nach Huntsville in der Einöde, es ist nur auf einer Dead End Road zu erreichen, einer Einbahnstraße, der Prison Road. Der nächstliegende Ort, Lovelady, mit 500 Einwohnern, ist 30 Kilometer entfernt. Vor seiner Einlieferung in Eastham stellt ein Gefängnisarzt eine Diagnose, Code 52B7, Anpassungsstörung, als Medikation verschreibt er Elavil und Mellaril.

Als er in jenem verhängnisvollen Sommer, am Freitag den 3. Juli 1981, auf dem Highway 31 unterwegs ist,

nistet in Jernigan das Gefühl, mit seinen mittlerweile 27 Jahren vielleicht zum ersten Mal in seinem Leben etwas verlieren zu können. Selten ist dieses Gefühl so greifbar, dass er es sich selbst oder anderen gegenüber artikulieren könnte, meist schwelt es nur dumpf unterhalb der Wahrnehmungsschwelle, ein Unbehagen oder Unwohlsein, das sich plötzlich in der Gewissheit eines unausweichlichen Unheils Bahn bricht, nur die Form und der Zeitpunkt des Unglücks liegen im Dunkeln. Als er an jenem Nachmittag Dawson ostwärts von Waco kommend passiert, fühlt er sich jedoch stark, die Sinne gedämpft, er ist die Strecke unzählige Male gefahren, kurz hinter dem Ortsausgang von Dawson teilt sich die Straße in zwei Spuren, Fahrbahn und Gegenfahrbahn, in der Mitte eine begrünte Senke, zu beiden Seiten des Highways weitläufige Farmen und Wiesen, die Anfang Juli mit jeder Woche zusehends austrocknen. Erst nach einem Kilometer rücken die Bäume wieder näher an den Highway heran, schirmen die Umgebung mit ihren tiefhängenden Ästen vor allzu neugierigen Blicken ab. Jernigan trägt einen getrimmten Schnauzbart, der in einem kurzen, spitzen Haken um beide Mundwinkel ausläuft. Das braune, glatte Haar trägt er seitengescheitelt, einseitig fällt es halb in die Stirn, sein Gesicht ist länglich, gut aussehend, es könnte einem beliebten Sportler oder Collegedozenten gehören, mit hohen, ausgeprägten Wangenknochen, großen Ohren, die Lidspalten mit den zu den Schläfen hin gleichförmig abfallenden Oberlidern wirken wie mit einem Lineal gezogen, verleihen dem direkten Blick mit den grünen Augen einen unbeirrten Ausdruck. Neben Jernigan sitzt Roy Dean Lamb, der Siebzehnjährige wird später zu



Protokoll geben, dass er Jernigan zu diesem Zeitpunkt vor ein oder zwei Wochen, genau kann er es nicht sagen, genau will es aber auch niemand wissen, in Corsicana kennengelernt habe. An jenem Freitag habe er ihm bei einem Umzug von Corsicana nach Waco geholfen. Gemeinsam haben die beiden Dosenstarkbier getrunken, Schlitz Malt Liquor, Gras geraucht, die Hälfte des 90 Kilometer langen Rückwegs nach Corsicana liegt bereits hinter ihnen.

Einen Kilometer hinter Dawson drosselt Jernigan die Geschwindigkeit, lässt den Wagen auslaufen, das Surren des Reifenprofils auf dem Spritzasphalt, er biegt in eine der Abzweigungen, aber es hätte ebenso gut eine andere sein können, die größte Hitze des Mittags ist kaum spürbar abgeklungen, in der Luft ein träges Flimmern. Über den weiteren Verlauf des Nachmittags liegen bis auf die schriftlichen Geständnisse Jernigans und Lambs keine Untersuchungsergebnisse oder Fakten vor, weder wurde der Tathergang rekonstruiert, noch näher nach den Beweggründen der Täter gefragt. Ebenso bleibt die Beziehungsdynamik zwischen den beiden ungeklärt, auch wenn zweifellos der Ältere im Folgenden für den Lauf der Ereignisse verantwortlich ist. Die Leiche des 75-jährigen Nachtwächters Edward Hale wird erst zwei Tage später abends am Sonntag den 5. Juli gefunden, als Hales Ehefrau gemeinsam mit ihrem Stiefsohn aus Hales erster Ehe von einem Wochenendausflug nach Hause zurückkehren. Wie in seinem Leben bleibt der Rentner Hale, geboren im Winter 1905, auch nach seinem gewaltsamen Tod für die Öffentlichkeit unsichtbar, das erste Mal berichtet die *Corsicana Weekly* dreizehn Tage später von seiner Ermordung, am

Donnerstag den 16. Juli, die Täter wurden eine Woche zuvor am 8. Juli gefasst, Lamb morgens um fünf vor drei in seiner Wohnung in Corsicana, Jernigan um fünf nach halb sieben in einem Entzugsheim in Waco, 1609 Lyle Road; die Regionalzeitung würdigt alle neun diensthabenden Polizisten, die ausrücken, um Jernigan festzunehmen, namentlich. Auf Hales Totenschein, der am 14. Juli ausgestellt wird, bleibt unverändert der 5. Juli als Todesdatum vermerkt, gleichermaßen ist der 5. in seinen Grabstein aus hellgrau gesprenkelten Marmor gemeißelt, nicht der 3. Der Ermordete liegt neben seiner Frau aus erster Ehe. Als Sterbeort gibt der Totenschein eine Meile östliche von Dawson an, Todesursache: *multiple shotgun wounds*. Datum und Uhrzeit der tödlichen Verletzung: *unknown*.

Es ist der vierte Einbruch Jernigans allein in diesem Jahr. Am 27. Januar bricht er in einem Haus in Navarro County ein, am 7. März im von Waco nördlich um den Interstate 35 gelegenen Hill County, und am 23. März in McLennan County, seit etwa einem Jahr ist er dort, in Waco, wohnhaft. Fraglos waren Einbruch und Diebstahl zu diesem Zeitpunkt Jernigan zur wiederkehrenden Gewohnheit geworden. Er, der wie seine Geschwister als Kind ohne Wechselhose mit nur einer Billigjeans aufgewachsen ist, lässt sich zwar sehr wohl von Statussymbolen und Markenklamotten beeindrucken. Einer seiner letzten Wünsche wird ein Paar weißer Nikes sein. Die Bitte um die 100 Dollar, mit denen er sich die Schuhe und eine Schreibmaschine kaufen will, richtet er an seinen Pflichtverteidiger. Jernigan wird die Sneaker noch bei seiner Hinrichtung in Huntsville tragen, als das todbringende Gift um kurz nach Mitternacht in

seine Venen fließt. Aber die fabrikneuen Markenschuhe sind zu diesem Zeitpunkt, den Tod vor Augen, eine Extravaganz, die er sich zu Lebzeiten kaum je zugestehen kann. Die Motivation seiner Einbrüche wird dennoch niemals geklärt werden, das Gericht lässt keine Gutachten erstellen, die klären, ob es um Beschaffungskriminalität geht oder ob möglicherweise andere Beweggründe vorliegen. Nachdem Jernigan aus seiner ersten Haft in Eastham entlassen worden war, dauerte es nur einige Monate, bevor er neuerdings vor Gericht stand, wieder lautet die Anklage auf Einbruch und Diebstahl, diesmal bekommt er zehn Jahre.

Im Sommer 1981 ist Jernigan nach seiner zweiten Haftstrafe auf Bewährung frei, und einmal mehr folgt sein Verhalten einem mittlerweile bekannten Muster: Alkohol, Drogen und Einbrüche. Und dennoch hat sich diesmal etwas verändert. Kurz nach seiner Entlassung hat er in Waco eine Frau kennengelernt. Die beiden haben sich verliebt und geheiratet. Jernigan ist nach Waco gezogen, möglicherweise bringt Jernigan am 3. Juli letzte Habseligkeiten von Corsicana nach Waco. Indem er Vicky heiratet, die eine Ehe mit einem Drogenabhängigen hinter sich hat, wird er zudem Stiefvater zweier Töchter; noch als Teenager wird die ältere Jernigan als Vater bezeichnen, sie sei stets sein großer Liebling gewesen, er habe sich inniger als ihr leiblicher Vater um sie gekümmert. Als seine Frau fünf Monate krank liegt, über Tage ist sie kaum fähig, sich zu bewegen, schaut Jernigan nach den Töchtern und dem Haushalt. Er hält eine penible Ordnung, in der Schlafzimmertisch ist eine Schublade nur für T-Shirts reserviert, eine weitere nur für Unterhemden und Socken, die T-Shirts

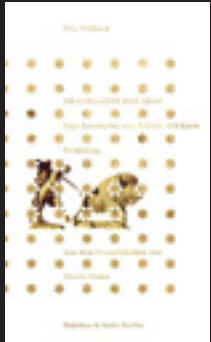
dürfen auf nur eine bestimmte Art und Weise zusammengelegt werden, gleiches gilt für die anderen Kleidungsstücke. Alles hat einen Platz, alles muss an seinem Platz sein. Seinen Alkohol- und Drogenkonsum reduziert Jernigan auf ein Minimum. Zudem beginnt er sonntags in die Kirche zu gehen und er meldet sich für einen Kurs an, der mehr Selbsterkenntnis verspricht. Den Aushang sieht er zufällig in der Stadt; zweimal besucht er die Sitzung. Am Nachmittag des 3. Juli zerschneiden Jernigan und Lamb das Fliegengitter von Hales Schlafzimmerfenster und dringen von der Rückseite her in das Haus ein. Jernigan nimmt die Mikrowelle an sich, aber die beiden werden vom heimkehrenden Eigentümer überrascht.

Die Berichte gehen an dieser Stelle auseinander. Lamb schreibt in seinem Geständnis, dass die beiden soeben hinten aus dem Haus rennen, als sie hören, dass vorne jemand zur Tür hereinkommt. In einigen Berichten, die mittlerweile auch im Internet zu finden sind, sitzen sie bereits bei laufendem Motor im Auto, auch Vicky erzählt diese Version des Tathergangs. Doch dann steigt Jernigan noch einmal aus. Zwar versucht Lamb Jernigan davon abzuhalten, aber dieser lässt sich nicht aufhalten, er hat Angst, dass der Eigentümer das Nummernschild seines Wagens identifiziert haben könnte. Sollte er ein drittes Mal gefasst werden, würde dies lebenslängliche Haft bedeuten; in Texas gilt das sogenannte Drei-Verstöße-Gesetz, bei der dritten Straftat wird der Angeklagte automatisch lebenslänglich weggesperrt. Jernigan überrascht den Rentner in dessen Haus und schlägt ihm mit der Faust ins Gesicht. Hale wehrt sich, flucht. Jernigan greift einen Aschenbecher,

den er Hale mehrmals auf den Kopf schmettert, aber der Rentner leistet noch immer Widerstand. Laut Jernigan ruft er an diesem Punkt Lamb herbei, der ihm ein Messer aus der Küche reicht. Jernigan sticht mehrmals zu, aber die Klinge ist stumpf und verbiegt sich, das Messer gleitet wiederholt von der Brust ab. Jernigan schaut sich jetzt nach einer anderen Waffe um, von Zweifeln, die ihn in währenddessen überkommen, ist an keiner Stelle die Rede, erst im Rückblick wird er sich als unreif und äußerst starrköpfig charakterisieren und den Mord bereuen. Das Gewehr entdeckt er offenbar in diesem Moment, ein Kaliber 410, single shot, es liegt auf einem Stuhl. Insgesamt wird Jernigan Hales Gewehr zweimal laden und dreimal aus nächster Distanz abfeuern. Lamb schreibt in seinem Geständnis, dass er draußen im Auto sitzt, als er die drei Schüsse hört. Der erste Schuss geht aus zwölf Zentimeter Entfernung in die Brust, tötet Hale jedoch nicht. Jernigan lädt das Gewehr neu und schießt ein zweites Mal in die Brust, Teppich, Möbel und Kleidung, alles beginnt sich zu färben, selbst an Jernigans T-Shirt klebt Blut. Jernigan feuert einen dritten Schuss in den Hals, die Schrotladung dringt unterhalb des Kinns und 24 Zentimeter entfernt vom Schädeldach in den Kopf, durchbohrt den Schlundkopf, zertrümmert die Schädelbasis und stößt auf seiner todbringenden Bahn weiter ins Hirn vor. Hale rührt sich nicht mehr. Laut einigen Berichten setzen die beiden ihren Raubzug nun fort, als sei der Mord in diesem Szenario ein vielleicht misslicher, aber dennoch verhandelbarer Schritt und kein Schock, der von einem Augenblick auf den anderen alle bisher geltenden Normen zersprengt hat. Nur Lamb wird in seinem Geständ-

nis schreiben, dass er nach dem Mord zum ersten Mal Angst vor Jernigan hat. Später wird man von einem kaltblütigen Mord sprechen, der sich scheinbar bruchlos aus Jernigans bisherigem Lebenswandel ableitet, *er sei nicht besser als ein Hund*, wird es heißen. *Seine Seele soll in der Hölle schmoren*, erklärt der verhandlungsführende Bezirksrichter von Corsicana einem deutschen Fernsehteam Jahre später, ein großer Siegelring glänzt an einem seiner kurzen, fleischigen Finger, sein Leib ist in einen ledernen Art Deco-Sessel gegossen, dessen wuchtige Rückenlehne auf der Höhe seines kahlen Hauptes abschließt,





Indianer zu Hunderten, Horden von Bisons, Hitze und Spannung, Staub und das unentwegte Knallen von Schüssen: Die Wild West Show ist über zwei Jahrzehnte in der ganzen Welt bekannt und erzählt eine Geschichte von Heldentum und gerechtem Zorn. Doch die Schlachten der Sieger waren das Massaker an Amerikas Ureinwohnern, deren Überlebende nun gezwungen sind, im Kostüm des Besiegten zu posieren. Éric Vuillard konfrontiert den amerikanischen Mythos der Eroberung des Westens mit den vergessenen Gesichtern ihrer Opfer, und entlarvt das erste große Massenvergnügen der Neuzeit als lügenhafte Umerzählung der brutalen Ausrottung eines Volkes.

---

Éric Vuillard, 1968 in Lyon geboren, ist Schriftsteller und Regisseur. Für seine Bücher, in denen er große Momente der Geschichte neu erzählt und damit ein eigenes Genre begründet, wurde er u. a. mit dem Prix de l'inaperçu und dem Franz Hessel Preis ausgezeichnet. Bei Matthes & Seitz Berlin bisher erschienen »Ballade vom Abendland« (2014) und »Kongo« (2015) in der Übersetzung von Nicola Denis.

---

Erscheint im März 2017  
Aus dem Französischen von Nicola Denis  
€ 20,00 (D) / € 20,60 (A) / sFr 25,30  
ISBN 978-3-95757-362-9

## Das Museum des Menschen

Das Spektakel ist der Ursprung der Welt. Dort verharrt das Tragische, reglos, merkwürdig unzeitgemäß. Auf der Weltausstellung 1893 in Chicago, die den vierhundertsten Jahrestag der Reise Kolumbus' feierte, zeigte so ein im Mittelgang postierter Reliquienstand den vertrockneten Leichnam eines indianischen Neugeborenen. Es gab einundzwanzig Millionen Besucher. Sie spazierten über die Holzbalkone des Idaho Buildings, bestaunten die Wunder der Technologie, wie jene kolossale *Venus von Milo* aus Schokolade am Eingang des Ackerbau-Palasts, und dann leisteten sie sich ein Tütchen Würstchen zu zehn cent. Zahllose Bauten waren errichtet worden, und das Ganze glich einem billigen Sankt Petersburg mit seinen Bögen und Obelisken, der sämtlichen Epochen und Ländern entlehnten Gipsarchitektur. Die Schwarz-Weiß-Fotos, die wir davon besitzen, vermitteln die Illusion einer außergewöhnlichen Stadt mit statuen- und springbrunnengesäumten Palästen, mit Wasserbecken, in die sich langsam Steintreppen herabsenken. Und doch ist alles falsch.

Der Clou der Weltausstellung aber, ihre Apotheose, das, was die meisten Zuschauer anziehen sollte, waren die Vorstellungen der *Wild West Show*. Alle wollten sie sehen. Und auch Charles Bristol – der Inhaber des indianischen Reliquienstands, der den Kinderleichnam

zur Schau stellte – wollte alles stehen und liegen lassen, um hinzugehen! Dabei kannte er dieses Spektakel, weil er ganz am Anfang seines Berufslebens *manager* und Kostümbildner für die *Wild West Show* gewesen war. Aber es war nicht mehr das gleiche, mittlerweile war es ein gigantisches Unternehmen. Pro Tag fanden zwei Vorstellungen statt, für achtzehntausend Plätze. Die Pferde galoppierten vor einem Hintergrund aus riesigen bemalten Leinwänden. Es war nicht mehr dieses unbestimmte Nacheinander von Rodeos und Scharfschützen, das er gekannt hatte, sondern eine regelrechte Inszenierung der Geschichte. Und so verherrlichte Buffalo Bill, während die Weltausstellung die Industrielle Revolution zelebrierte, die Eroberung.

Später, sehr viel später arbeitete Charles Bristol für die Kickapoo Indian Medicine Company, die ungefähr achthundert Indianer und etwa fünfzig Weiße zum Verkauf ihres Zeugs anstellte. Ihr Spitzenmedikament war Sagwa, eine Mischung aus Kräutern und Alkohol gegen Rheuma oder Verdauungsschwäche. Es scheint, als hätten die Cowboys ganz besonders unter Blähungen und geräuschvollen Verdauungsstörungen gelitten, da überall im Land nach einem Heilmittel gesucht wurde. Schließlich gab Charles Bristol den Verkauf von Medikamenten auf und unternahm lange Rundreisen mit seiner Kunstsammlung. Zwei Winnebago-Indianer, die zur Medicine Company gehörten, hatten beschlossen, ihm zu folgen. Das Museum präsentierte sich im Mittleren Westen, und die dargebotenen kleinen *sketchs*, in denen die Indianer tanzend die exakte Rolle aller Kunstobjekte veranschaulichten, waren ebenso unterhaltsam wie lehrreich.

Ende 1890, knapp drei Jahre vor der Weltausstellung, hatte sich Charles Bristol mit einem Armluchter namens Riley Miller zusammengetan. Sobald Bristol sich mit Riley eingelassen hat, ist der Legende nicht mehr zu glauben. Bis dato verdankten sich die von Bristol angehäuften Schätze angeblich seinen indianischen Freundschaften – eine lange Reihe kleiner Geschenke. Aber Riley Miller war ein Mörder und ein Dieb. Er skalpierte und entkleidete die toten Indianer, ermordete sie und nahm ihnen dann ihre Mokassins, ihre Waffen, ihre Tuniken, ihre Haare, alles. Männer, Frauen oder Kinder. Ein Teil der von Bristol auf der Messe in Chicago ausgestellten Reliquien stammte daher. Später sollte das Historische Museum in Nebraska Charles Bristols Sammlungen kaufen; und heutzutage befindet sich womöglich irgendwo in den Lagern des Museums das vertrocknete Indianerkind der Weltausstellung. Daran sieht man, dass das Spektakel und die Wissenschaften vom Menschen in denselben Vitrinen begonnen hatten, mit Kuriositäten, die Toten abgenommen wurden. In den Regalen der Museen auf der ganzen Welt finden sich heute nichts anderes als Beutestücke, Trophäen. Und das, was wir dort als Neger-, Indianer- oder Asiatenobjekte bewundern, sind Raubstücke von Leichen.

Was ist das Wesen des Spektakels?

Blicken wir kurz zurück, ein paar Jahre vor die Weltausstellung in Chicago, und betrachten wir diese fabelhafte *Wild West Show* etwas genauer. Welche Anzie-

hungskraft mag täglich vierzigtausend Menschen dazu veranlassen, sich das Spektakel anzuschauen? Welche Abschüssigkeit ihres fliehenden Lebens lässt sie bis in die große Manege rutschen, in der galoppierende Reiter zwischen Kartonkulissen brüllen? Schon zehn Jahre vor der Ausstellung hatte Buffalo Bill sein Spektakel auf die Beine gestellt; das Ganze war jedoch langsam gewachsen, durch die allmähliche Verknüpfung der unterschiedlichen Nummern. Die erste Fassung bestand wohl lediglich aus einer eintönigen Abfolge von Rodeos, aber Buffalo Bill beließ es nicht dabei. Er, früher Ranger, nun auf der Bühne, sollte die Kunst der Unterhaltung revolutionieren, sollte *etwas anderes* daraus machen. So zog Buffalo Bill mit seinem Zirkus von Stadt zu Stadt, verbesserte die Nummern, beschäftigte neue Zugpferde; doch im Laufe ihrer Entwicklung fand die *Wild West Show* zu einer anderen Form des Erfolgs: Es war kein einfacher Zirkus mehr, nicht mehr nur eine Schaustellertruppe, die auf die Bretter stieg, nein, es war etwas Neues. Dabei war all das bei näherer Betrachtung ziemlich unzusammenhängend, eine Folge kurzer Szenen; und es gab nichts Sensationelles, keine Monster, keine Schreckgestalten; was aber dann?

Bewegung und Aktion. Die pure Wirklichkeit. Ja, nur galoppierende Pferde, rekonstruierte Schlachten, Spannung, Typen, die tot umfallen und wieder aufstehen. Nichts fehlte. Und das Publikum kam immer zahlreicher, klatschte, lachte, schrie, im Ganzen gefesselt, fasziniert; als sei die Welt in einem Trommelwirbel erschaffen worden.

Doch der kleine Funke saß noch woanders. Die zentrale Idee der *Wild West Show* war woanders. Das

Publikum musste mit einer Ahnung von Leid und Tod, die es nicht mehr loswürde, in Staunen versetzt werden. Es musste aus sich herausgeholt werden, wie kleine silberne Fische in ihren Keschern. Vor seinen Augen mussten menschliche Umrisse schreien und in einer Blutlache zusammenbrechen. Es mussten Bestürzung her und Schrecken, Hoffnung, und so etwas wie eine über das gesamte Leben geworfene Klarheit, äußerste Wahrheit. Ja, die Leute mussten schaudern – das Spektakel muss alles, was wir wissen, zum Schaudern bringen, es schleudert uns vor uns selbst, entledigt uns unserer Gewissheiten und verbrennt uns. Ja, das Spektakel verbrennt, ob es seinen Verleumdern passt oder nicht. Das Spektakel raubt und belügt und berauscht uns, es zeigt uns die Welt in all ihren Formen. Und bisweilen scheint die Bühne mehr zu existieren als die Welt, sie ist präsenter als unsere Leben, anrührender und wahrscheinlicher als die Wirklichkeit, furchterregender als unsere Alpträume.

Und um das Publikum anzulocken, um es immer noch zahlreicher zum Besuch der *Wild West Show* zu animieren, musste ihm eine Geschichte erzählt werden, und zwar die, die zuerst Millionen von Amerikanern, dann Europäern hören wollten, die einzige, die sie hören wollten und die sie im Knistern der elektrischen Glühbirnen womöglich ohne ihr Wissen bereits hörten. Die Menschen der amerikanischen Städte, diese neue Art Menschen, die sich hartnäckig nur um sich selbst zu sorgen scheinen, die tief auf dem Grund ihrer Angst das Gefühl haben, etwas Besonderes zu sein, auserwählt vom Genius des Fortschritts, um nach der Fackel der Menschheit zu greifen und sie höher zu halten als je zu-

vor, nun ja, diese Menschen der amerikanischen Städte wollten Zeugen von etwas anderem sein, sie wollten im Geiste die Great Plains durchqueren, die Schluchten des Colorado durchmessen und das Leben der Pioniere kennen. Es mag seltsam klingen, aber über das Leben der Pioniere, die qualvolle Erzählung ihrer Migration wollten die Bürger der jungen amerikanischen Städte unmittelbar an ihrer eigenen Geschichte teilhaben, an jenem großen Aufgebot von Mut und Gewalt, das es ein paar tausend Kilometer weiter weg noch gab.

Das alles ist schön und gut, aber in Wirklichkeit wusste Buffalo Bill durch die Ausdünstung der Menge oder ein Ausströmen der Seele nur zu gut, dass das Publikum nicht wegen der Kuhjungen oder der Scharfschützen kam. Nein. Die Stärke seines Spektakels (und vermutlich verstand er nicht wirklich, woher sie rührte), die Idee, aus der er es seine authentische Substanz bezog, die es unwiderstehlich machte, war die Präsenz der Indianer, richtiger Indianer. Ja, die Leute kamen wahrscheinlich nur deshalb. Oh, sie wussten es natürlich selbst nicht, denn die meisten von ihnen verachteten die Indianer. Aber wenn sie sich das Brot vom Mund absparten und eine Eintrittskarte für jedes Familienmitglied besorgten und sich brav aufgereiht auf die Zuschauerränge setzten, dann tatsächlich, um sie zu sehen, und nur deshalb. Buffalo Bill musste sie also zeigen, die Indianer. Und damit ein solches Spektakel floriert, musste er permanent neue Zugpferde auftreiben.

Dafür war, neben Buffalo Bill persönlich, Major John Burke zuständig, sein Impresario. Wie die meisten, die damals Manschetten trugen, war Major John Burke

keineswegs Major. Gelegentlich wird er unter dem Namen Arizona John zitiert, obwohl er ebenso wenig je in Arizona war. Er war schlicht ein Gauner von der übelsten Sorte. Damals konnte der erstbeste Depp eine Stadt gründen, General, Geschäftsmann, Gouverneur, Präsident der Vereinigten Staaten werden; womöglich ist das immer noch der Fall. Und er, John Burke, hatte die große Maschine des Spektakels kommen fühlen und war Buffalo Bills Presseattaché geworden, sein Werbeagent. Er war der größte und drolligste Agent von allen. Er, der Journalist, Makler, Direktor einer Akrobatentruppe gewesen war, erfand in einer vollendeten Begegnung des Menschen mit seiner Zeit das *show-business*.

### Ein Schauspieler

Die Zivilisation ist ein riesengroßes, unersättliches Tier. Sie ernährt sich von allem. Sie braucht Pfeffer, Tee, Kohle, Zinn. Nie hat sie genug. Die Zivilisation verlangt auch nach einer weniger materiellen Nahrung, hat aber schnell genug davon. Immer wieder braucht sie neuen Zuwachs, neue Gesichter. So musste die *Wild West Show* regelmäßig andere Schauspieler beschäftigen. Und dafür gibt es etwas, das besser ist als die Artisten, besser als die besten Akrobaten, besser als eine beliebige Laune der Natur. Es gibt die echten Protagonisten der Geschichte. Überlegen Sie nur mal! Einen Jongleur, um das Publikum zu verblüffen, kann man sich immer leisten, kann immer einen Buckligen oder Siamesische Zwillinge auftreiben, um Neugierige anzu-



locken. Damit aber Tag für Tag Zehntausende kommen, damit fünfzehntausend Leute einen Dollar und ein paar Zerquetschte zahlen, zwanzigtausend Leute morgens und abends über Jahre hinweg, braucht es etwas anderes als Jongleure und Bucklige, es braucht etwas Unerhörtes. Und so bekam 1885 der alte Indianerhäuptling Sitting Bull, Sieger von Little Bighorn, nach mehreren Jahren im Exil, später in Gefangenschaft, eines Morgens Besuch von John Burke.

Das große Säugetier war alleine gekommen. Bei strahlendem Wetter. John Burke, auf seinem gefederten Phaeton thronend, hatte sich, hin- und hergeruckelt, seine Sache gründlich überlegt. Die Straße war gewiss ein wenig hüpfend für einen Mann seiner Korpulenz, die Buckel und Schlaglöcher hatten ihm reichlich zugesetzt. Seufzend war er eine elend lange Allee aus Weiden entlangefahren und hatte dann noch einen kleinen Weg quer durch eine allzu weite Ebene genommen. Obwohl von der Reise arg strapaziert, hatte er sich gleich bei seiner Ankunft liebenswürdig und entspannt gegeben. Ja, er war den Mund voller Frömmeleien gekommen, mit kleinen Geschenken und blauem Himmel. Er bot dem Indianer eine Zigarre an, doch der wollte keine. So rauchte er seine Fürstenpfeife vor dem stummen alten Indianer alleine. Nach den offiziellen Begrüßungen, in denen sich bereits ein unterschwelliger und rabiater Krieg abspielt, verfiel John Burke in eine lange schnörkelige Rede voller Irrwege und Fallstricke. Zwischen zwei Komplimenten frisierete er sein Haar zurecht, drängte es, dicht an die Ohren geklebt, nach hinten. Doch der alte Indianer schwieg hartnäckig. Und nach einem Viertelstündchen Geplauder sah John Burke ein,

dass sein Lavieren zu nichts führte; Sitting Bull wirkte abgeneigt, besser also die Zielgerade eingeschlagen.

Seit Langem wusste der Indianerhäuptling, dass der weiße Mann ihm immer wieder neue Gesichter zeigte und dass ihn keines dieser Gesichter täuschen dürfe; sie waren alle eigennützig. Zu dem Spektrum der ihm bekannten – Trapper, Soldaten, Pioniere, Kuhjungen, Alkoholverkäufer –, gesellte sich nun das des Impresarios. Doch Sitting Bull hatte bereits eine kurze Erfahrung mit dem *showbiz*; im vergangenen Jahr war er zusammen mit den Wachfiguren eines New Yorker Museums ausgestellt worden. Sobald die Flut der guten Worte abgeebbt war, handelte er mit John Burke fünfzig Dollar pro Woche aus, dazu einen Vorschuss, Boni, sämtliche Ausgaben auf Kosten des Impresarios und, vor allem, eine Klausel, die er ausdrücklich dazusetzen ließ: Er würde das Exklusivrecht für den Verkauf seiner Fotos und für die Verfügungsgewalt über seine Autogramme behalten. John Burke fackelte nicht lange; denn Sitting Bull war eine glänzende Attraktion für die *Wild West Show*. Der Vertrag wurde also unterschrieben, und der Indianerhäuptling trat der Truppe bei.

Die erste Inszenierung betraf das Posieren. Man geleitete Sitting Bull und Buffalo Bill in ein schmuckes Grün, wo sie, die Füße auf einem Strohteppeich, angehalten wurden, vor einer auf eine Leinwand gepinselte klapprigen Birke zu stehen, die den Wilden Westen darstellen sollte. Sitting Bull scheint sich vor dieser Kulisse ein wenig unwohl zu fühlen, wie ein deplatziertes Überbleibsel der Schöpfung.

Plötzlich rührt sich niemand mehr oder fast nicht, und für ein paar Augenblicke, während des Zeitkrümel-

chens, das die kleinen Lichtkörner brauchen, um auf der großen chemischen Platte fixiert zu werden, reichen sich Sitting Bull und Buffalo Bill die Hand. Der Fotograf verschwindet hinter seinem Theatervorhang, und Sitting Bull verspürt eine tiefe Einsamkeit, die ihn in jene kalte, verlassene Zone drängt, in der wir erstarren solange unsere Reliquien wahren. In diesem Augenblick vergisst er alles. Selbst seine toten Brüder vergisst er. Die Tipis, die Felder, die Lager, die langen Reisen, er vergisst alles. Der Fluss schwemmt seine Erinnerungen in einem Gischtgrollen fort. Doch während die Strahlen durch die Baumkronen dringen, ist da nicht nur sein steifer Oberkörper, sein verhärtetes und entblößtes Profil, das versteinert wie ein großes nostalgisches Schiff. Es scheint, als erwartete ihn etwas, dort, auf dieser Fotografie. Er steht in unmittelbarer Nähe, in seiner Selbstverwirrung, vor der kleinen ledernen Ziehharmonika und der schwarzen Kappe. Achtung! Die Birne ist oben, die Hand drückt. Durch das kleine Loch schaut seine Seele ihn an. Pum. Das war's. Die Umrisse des alten Indianers und Buffalo Bills schweben für ein paar Augenblicke in der Gelatine zwischen den silbrigen Atomen. Dann sind sie fixiert, auf siebzehn mal zwölf großen Papierschlängen, für die Ewigkeit. Auf dieser berühmten Fotografie geben sich Sitting Bull und Buffalo für immer die Hand. Doch neben dem nichtssagenden Händedruck – bloß ein Werbecoup –, musste die Aufnahme, um der verkaufsfördernden Maßnahme zu genügen, zwei widersprüchliche Elemente zeigen: die Aussöhnung der Völker sowie die moralische und physische Überlegenheit der Amerikaner. So streckt Buffalo Bill auf dieser Fotografie über-

trieben die Brust vor, um respektgebietender zu wirken. Er hält sich betont aufrecht, das linke Bein leicht vorgeschoben, den Kopf erhoben, königlich, den Indianer musternd. Sitting Bull, die Augen ins Leere gerichtet, begnügt sich damit, die Hand auszustrecken. Der Fortschritt triumphiert. Wir betrachten sie etwas ratlos.

Ich weiß nicht, in welcher Stadt der Vereinigten Staaten der erste Bühnenauftritt Sitting Bulls stattfand, wo seine Schauspielkarriere begann; doch das Spektakel variiert nicht sonderlich. Zunächst wird *The Star-Spangled Banner* angestimmt, als plötzlich Buffalo Bill erscheint; er sitzt zu Pferde, mit erhobenem Arm, und hält seinen Hut in der Hand. Um ihn herum Indianer und Cowboys im Sattel. Trompetensignal. Da betritt der, auf den alle warten, die Manege. Denn der Clou des Spektakels ist kein Spektakel, es ist die Wirklichkeit. Ja, was Besseres gibt es nicht! Sie ist eine ausgefallene Sache, die Wirklichkeit, sie ist überall und nirgends; und seit einiger Zeit, scheint es, welkt sie, es ist seltsam, nicht zu erklären, sie ist immer noch da, muss aber an Konsistenz verloren haben. Alles, worauf sie zu gründen schien, ist plötzlich erschüttert, verändert, verletzt, offen. Nichts ist mehr wiederzuerkennen; alles scheint mitgerissen von der Geschwindigkeit, dem Geld, dem Austausch! Unmöglich zu wissen, welches frühere, erträumte Bild uns mit Sehnsucht erfüllt. Doch wonach sehnen wir uns? Nach welcher Gesellschaft? Welchem Ideal? Welcher Sanftheit?

Und schon beginnt das Spektakel. Ein Indianer betritt die Manege; es ist der Sieger von Littlehorn. Er trägt seinen besten Anzug. »Ladies and gentlemen, darf

ich Ihnen den großen Indianerhäuptling ... vorstellen ...«, brüllt Frank Richmond von seiner Tribüne.

Sitting Bull war vermutlich noch nie so einsam wie in dieser Minute zwischen den amerikanischen Flaggen, in der großen Unterhaltungsmaschine. Er war weniger einsam als er im Exil in Kanada lebte, zusammen mit einer Handvoll Geächteter; die ursprüngliche Finsternis ist undurchdringlich. Und gewiss war man einsam zu Pferde, wenn man unter dem eisigen Regen zwischen unbestimmten Formen durch den großen Wald irrte. Ja, einsam und traurig, aber frei, von brennendem Hass erfüllt. Und nun ist Sitting Bull einsam in der Manege, die große Sache, die er liebte, ist zurückgeblieben, weit weg. Und hier, auf den Zuschauerrängen, sind sie nur deshalb gekommen, alle sind sich das, und nur das anschauen gekommen: die Einsamkeit.

Vorher hatten die Amerikaner und mit ihm der gesamte Westen nie etwas gesehen. Sie hatten bisher nichts anderes gesehen als ihre Träume. Ja, seit den Urzeiten der Geschichte und bis auf den heutigen Tag hatten sie nur von Jugurtha und seinen Numiden gehört, von Arabern zu Pferde, von Chinesen mit zu langen Zöpfen, ferne Feinde. Doch nun zerspringt die Kristallkugel, und die Zukunft zerstäubt. Das alte Märchen ist zuende. Jetzt beginnt die erste Folge der Fortsetzungsserie, die Staffel unserer Triumphe. Der Schleier zerreißt, das Kleid lodert. Noch bis eins gezählt, und wir sind die Herren der Welt.

Da branden Pfliffe auf, Buhrufe. Sitting Bull bleibt ungerührt, er dreht seine Runde. Nie war jemand auf die Idee gekommen, ihn eine Episode aus den Indianer-

kriegen, irgendeinen Moment seines Lebens spielen zu lassen: eine einfache Parade musste reichen. Es gibt keine mögliche Geschichte. Die Vergangenheit ist von Sitzreihen umgeben, und die Zuschauer wollen ihre Gespenster sehen. Das ist alles. Sie wollen sie nicht hören. Sie wollen nicht mit ihnen sprechen. Sie wollen sie sehen. Sie wollen für einen Moment durch den Vorhang lugen und den Indianer sehen.

Was sehen wir? Was hören wir? Welche Lüge buchstabiert der Todesmund? Welche Stimme spricht? Welche falsche Sprache diktiert uns unsere Gefühle? Als käme sie aus großer Tiefe, aus dem Urgrund unserer Larvenleiber; zerstreut hören wir ihr zu und lassen uns machtlos den Abgründen entgegenziehen.

Die Menge kreischt, beschimpft ihn. Es wird gespuckt. Hier ist sie, die unerhörte Sache, die Rothaut, der, den man sehen wollte, das seltsame Tier, das um unsere Bauernhöfe streunte, so heißt es; er ist es! Aus den Kulissen winkt Buffalo Bill Frank Richmond, der die Zuschauer zu beruhigen versucht. Aber nichts zu machen, der Indianerhäuptling muss unter den Beschimpfungen seine Runde vollenden, bis zum Schluss. Das Getöse ist mächtig. Die Journalisten fotografieren. Die Kinder schauen entgeistert. Und langsam verlässt Sitting Bull die Manege.

#### Buffalo Bill in Elsass-Lothringen

Wer aber war Buffalo Bill, Gründer und gefeierter Präsentator der *Wild West Show*? Es heißt, er habe eine Holzfällerstatur und Künstlerhände gehabt, ganz feine

Hände, fast zu zartgliedrig, was – wie uns die geheimen Wissenschaften lehren – eine Veranlagung zum Wahnsinn verrät. Und tatsächlich sollte Buffalo Bill zeit seines Lebens Augenblicke tiefer Mutlosigkeit, ernsthafter Schwermut erfahren. Obwohl er schaufelweise Dollars, stürmischen Applaus eingefahren hatte, blieb er, sobald der Vorhang gefallen war, alleine. Und kaum hatte er sich in seiner alten Gauklergrotte abgeschminkt, empfand er quälende Angst. Vor dem Spiegel, während er sich mechanisch kämmt, nachdem er zum tausendsten Mal seinen Stetson abgesetzt hat, verspürt er gelegentlich ein grässliches Ziehen in der Brust – als bestünde er ganz aus Leere.

Damals ist Buffalo Bills Körper bereits ein reines Produkt des *marketing*, eine Art Trugbild. Man weiß nicht mehr, wer sich hinter dieser Werbeorgie verbirgt. Noch schwieriger ist zu wissen, was er denken mochte, der Unternehmer des Spektakels, der Superstar, zu dem er geworden war. Dabei gehört er nicht zu denen, die keine Spuren hinterlassen haben, aber der Überfluss stellt uns anders auf die Probe als der Mangel, und während die Archäologie die Wissenschaft der Ruinen ist, so gibt es noch keine Forschung zu dem, an dem man sich übersehen hat. Das Merkwürdigste an dieser Sache ist das, was an ihr das Banalste ist. Buffalo Bill spielte aber und abermals, nach denselben Vorgaben, mit demselben Eifer, dieselben belanglosen Szenen. Der Erfolg ist ein Schwindel. Die Wiederholung muss irgendeine beruhigende Wirkung, eine hypnotische oder wahrheitliche Macht haben. Als Held unzähliger Fanzines, von deren Existenz er anfangs nichts wusste, wurde sein Leben von anderen gestaltet. Weder seinen

Namen noch seine Geschichte suchte er sich aus. Um 1867, als er für die Eisenbahn arbeitete, verliehen ihm die Angestellten diesen Spitznamen, Buffalo Bill. Dann erzählte er bei einem Gläschen Klaren seine Abenteuer zufällig Ned Buntline, der einen Groschenroman daraus machte. Und dieser Halunkenbericht, Flunkerei, Abluchserie, diese Räuberpistole, die nur dazu bestimmt war, sich noch ein Gläschen ausgeben zu lassen, wurde nun zum Thema einer Fortsetzungsgeschichte. Und von Folge zu Folge erlangte die Figur Buffalo Bills, eine Mischung aus kurzlebigen Angebereien und im Laufe der Seiten von Buntline angehäuften Verlängerungen, Suffixen und Inkrementen, eine gewisse Bekanntheit. Später sollte Buffalo Bill erfahren, dass ein Schauspieler, Jason Ward, seine Rolle auf den Brettern spielt und seine Figur berühmt geworden ist. Er hat sich also nichts ausgesucht. Sein Leben entgleitet ihm. Die große Nachahmungsmacht schluckt, verdoppelt und verbessert ihn. Schließlich ermutigt man ihn, selbst seine Rolle zu spielen. Und so besteigt er die Bühne, mit Fantasielokosten angetan, um seiner Figur zu entsprechen. Er ahmt sich selber nach. Wird allmählich der, den er spielt. Sein Leben sollte gewissermaßen zur Parodie seines Lebens werden, ein weiteres, künstliches Leben, für andere bestimmt. Die Illusion war im Übrigen so machtvoll, das Publikum so angetan, dass die Darsteller der *show*, die doch noch nie einen Fuß in den Westen gesetzt und bisher nur mit Platzpatronen geschossen hatten, an die Flunkereien, die sie erzählten, an die Abenteuer, die sie nachstellten, irgendwann selber glaubten. So soll Buffalo Bill, nachdem er dutzende und aberdutzende Mal eine Inszenierung der Schlacht von Little Bighorn ge-

spielt hatte, am Ende seines Lebens wirklich geglaubt haben, dabeigewesen zu sein. Für die Erfordernisse des Spektakels war man sogar soweit gegangen, den Schluss zu verändern, weil das Publikum lieber ein *happy end* wollte. Und nachdem er jahrelang diese überarbeitete Fassung der großen Geschichte erfolgreich dargeboten hatte, war Buffalo Bill fest davon überzeugt, Custer gerettet zu haben!

Doch das wahre Leben ist immer da. Es zeigt sich uns mit jedem Regentropfen, im unbeständigen Geheimnis der Dinge. Ich stelle mir vor, wie Buffalo Bill in allen möglichen Hotels übernachtet, oder wie er in seinem Sonderzug mit Salon, Billard, Küchen und Bad, an seinem Glas nippt, während dicke Wolken den Waggon verfinstern. Für einen Moment lehnt er sich aus dem Fenster und erahnt, weit vorne, die riesige, hohe und rundum schwarze Lokomotive. Das Gesicht vom Wind gepeitscht, hört er das furchtbare Schnurren der Maschine. Als er den Kopf wendet, sieht er die weiten, öden Ebenen, gelbe Gräser, die Reste eines Walds voll toter Tannen. Er setzt sich wieder, die Augen vom Rauch verbrannt. Er denkt an all die Leute, die kommen und gehen, die er erst engagiert und dann verabschiedet, als begrapschte und befangerte er ein Säckel Salz. Und während seine Finger zwischen den Krümeln auf dem Tisch flattern, befällt ihn zwischen seinen kleinen Unternehmersorgen und den noch ungelösten Schwierigkeiten in letzter Minute so etwas wie Reue.

Das Fieber war gestiegen. Louisa hatte die ganze Nacht über gewacht. Es hatte mit Schmerzen im Bauch begonnen; und nachdem er zuerst ein bisschen geweint

hatte, sagte er nur noch, wo es ihm wehtat, und stöhnte. Man hatte ihm lauwarmes Wasser zu trinken gegeben, ihn in seinem kleinen Bett aufgesetzt, und er hatte zu brechen begonnen. Da machte sich große Angst breit und man ließ nach dem Arzt schicken. Buffalo Bill war auf Tournée, weit weg von North Place. Louisa musste sich sehr einsam gefühlt haben. Daran dachte er bisweilen in seiner Loge. Er sah wieder die dicken Beine der Schauspielerin vor sich, die er an diesem Abend in sein Zimmer hatte kommen lassen; aber konnte er wissen, dass sein Sohn krank war? Und was hätte das geändert! Für den Bruchteil eines Gedankens durchbrach das Gesicht des kleinen Kit die Dunkelheit, in der all unsere Gedanken leben und sterben, und er fühlte sich entsetzlich traurig und gepeinigt. Dann, im nächsten Augenblick, war es Josepha, die Schauspielerin, deren Vorname ihm wieder einfiel, und wie er vor ihr sitzen geblieben war und ihre Brüste knetete, während sie keuchte und ihre Zunge in seinen Mund stopfte und ihn kommen ließ.

Und dann trank er weiter, die Schneisen waren geöffnet, er hatte Durst, verloren in seiner Ewigkeit. Plötzlich dachte er an Louisa, als sie blutjung gewesen war. Wie schlank und hübsch sie war! Er dachte an sie, an jene junge Frau, die er geliebt hatte, und er fragte sich, was mit ihnen geschehen war. Er fragte sich, wie aus dem hübschen jungen Mädchen aus Sankt Louis mit den sanften und anmutigen Umgangsformen allmählich jene traurige und verhärmte Frau geworden war. Ja, zwischen zwei Vorstellungen der *show*, wenn er nachmittags von seinem kurzen Mittagsschlaf aufstand – müde, das Gesicht, in dem die Falten des Kopf-

kissens ihre flüchtigen Schmisse hinterlassen hatten, vom Schlaf zerknautscht – wahrscheinlich dachte er in diesem merkwürdigen Grau in Grau des Erwachens am hellichten Tag an den kleinen Jungen. Kit Carson Cody, sein Sohn, trug den Namen eines berühmten Pfadfinders, als müssten Leben und Abenteuer für ihn immer ein und dasselbe sein. Und dann hörte er sein zartes Stimmchen. Denn Stimmen leben länger in uns als alles Übrige. Ach, wäre ich nur dagewesen, jammerte er, und leierte sein kleines verbittertes Lied über seine Frau, seine Uneinsichtigkeit als Vater und Säufer herunter.

Er reiste nach wie vor, verbrannte sich am Erfolg, sauste in sämtliche Ecken Amerikas, die frohe Botschaft verkünden. Er war überall auf der Welt gewesen, in Paris, in London und sogar in Rom. Und schließlich, nachdem er seinen Kummer und seinen Ruhm bis ans Ende der Welt getragen hatte, bis vors Kolosseum, wo Nero einst die Christen martern ließ, erbat sich Buffalo Bill die Erlaubnis, dort sein Spektakel zu zeigen. Sie wurde ihm verweigert. Ironie des Schicksals: Das Kolosseum war nicht groß genug.

Emmanuel Carrère, Ein russischer Roman:  
Für die deutsche Ausgabe © 2017 Matthes & Seitz Berlin  
Verlagsgesellschaft mbH  
Für die Originalausgabe © Un roman russe,  
2007 P.O.L. Éditeur

Tomas Espedal, Biografie, Tagebuch, Brief:  
Für die deutsche Ausgabe © 2017 Matthes & Seitz Berlin  
Verlagsgesellschaft mbH  
Für die Originalausgabe © Biografi, Dagbok,  
Brev, 1999, 2003, 2005 Gyldendal Norsk Forlag AS

J. G. Farrell, Singapur im Würgegriff:  
Für die deutsche Ausgabe © 2017 Matthes & Seitz Berlin  
Verlagsgesellschaft mbH  
Für die Originalausgabe © The Singapore Grip,  
1973 The Estate of J. G. Farrell

Chris Kraus, I Love Dick:  
Für die deutsche Ausgabe © 2017 Matthes & Seitz Berlin  
Verlagsgesellschaft mbH  
Für die Originalausgabe © I love Dick, 1997,  
2006 Chris Kraus

Jakob Nolte, Schreckliche Gewalten:  
© 2017 Matthes & Seitz Berlin  
Verlagsgesellschaft mbH

Mathieu Riboulet, Und dazwischen nichts:  
Für die deutsche Ausgabe © 2017 Matthes & Seitz Berlin  
Verlagsgesellschaft mbH  
Für die Originalausgabe © Entre les deux  
il n'y a rien, 2015 Éditions Verdier

Philipp Schönthaler, Vor Anbruch der Morgenröte  
© 2017 Matthes & Seitz Berlin  
Verlagsgesellschaft mbH

Éric Vuillard, Die Traurigkeit der Erde:  
Für die deutsche Ausgabe © 2017 Matthes & Seitz Berlin  
Verlagsgesellschaft mbH  
Für die Originalausgabe © Tristesse de la terre,  
2014 Actes Sud

Alle Rechte vorbehalten.

Abbildungen  
Emmanuel Carrère © Julia von Vietinghoff  
Tomas Espedal © Helge Skovdin  
Chris Kraus © Nic Amato  
Jakob Nolte © Rachel Israela  
Mathieu Riboulet © Ghila Krajzman  
Philipp Schönthaler © Kathrin Schoenegg





